

Januar 1/2016

Aus dem Inhalt

Ralf Miggelbrink
Das Wort wird Fleisch 1

Bastian Rütten
„Vertraut den neuen Wegen“ 3

Claude Ozankom/Thomas Föbel
Subjektwerdung der Getauften 8

Gudrun Schmitz
Im Spannungsbogen stehen ... 15

Martin Patzek
Laudato si' - ein neuer Sonnengesang? 17

Markus Kneer
Propheten für die Kirche 23

Literaturdienst: 29
Andreas Heek: Väter behinderter Kinder
Amos Oz: Judas

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Universität Duisburg-Essen, Lehrstuhl für Systematische Theologie, Prof. Dr. Ralf Miggelbrink, R12 T04 E11, 45141 Essen | Dr. Bastian Rütten, Werner-Jaeger-Straße 65, 41334 Nettetal-Lobbberich | Prof. Dr. Claude Ozankom, Universität Bonn, Kath.-Theol. Fakultät, Regina-Pacis-Weg 1, 53113 Bonn | Dr. Thomas Föbel, Universität Bonn, Kath.-Theol. Fakultät, Regina-Pacis-Weg 1, 53113 Bonn | Gudrun Schmitz, Anton-Esser-Straße 47, 51789 Lindlar | Prälat Dr. Martin Patzek, Viumestraße 1, 45527 Hattingen | Pastor Dr. Markus Kneer, Körnerstraße 3, 58239 Schwerte

Beirat: Domkapitular Rolf-Peter Cremer, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Petra Dierkes, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin | Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7002 od. -7001, Fax (0221) 1642-7005, E-Mail: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

Der jährliche Bezugspreis beträgt 36,00 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 3,50 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

ISSN 1865-2832

Ralf Miggelbrink

Das Wort wird Fleisch

Neben den Geburtsbericht nach Lukas tritt in der Weihnachtsverkündigung der Prolog des Johannesevangeliums: Die ebenso realistische wie lakonische Notiz über den Neugeborenen in der Krippe (Lk 2, 7) hat im Johannesevangelium ihre Entsprechung in einer formelhafte Abwehr religiöser Weltflucht und Leibverachtung: „Und das Wort ist Fleisch geworden“ (Joh 1, 14). Theologisch begründet dieser Satz den Fachbegriff „Inkarnation“, den wir verharmlosend mit „*Menschwerdung*“ übersetzen. Johannes aber spricht in antignostischer Absicht von „*Fleischwerdung*“. Die antignostische Absicht des Johannes trifft heute auf die Deutung des Menschseins in der digitalisierten Welt der „Industrie 4.0“. Seitdem immer schnellere Computer immer mehr Daten immer zuverlässiger verfügbar und bearbeitbar machen, nimmt der alte Traum vom leiblosen Leben ganz neue Formen an, und neben diese eine Welt des fleischlichen Lebens tritt die Vielzahl denkbarer virtueller Welten.

Der alte gnostische Traum zielte darauf, durch den Geist die Schwere und Trägheit des Leibes, seine Müdigkeit, seine Angewiesenheit auf Nahrung und Transport, seine Unbeherrschbarkeit durch Zufall, Kontingenz und Trieb, seine Hinfälligkeit in Leiden und Krankheit zum Tod zu überwinden, um jenseits dieses fleischlichen Leibes aufzusteigen in die Sphäre des Lichtes, der Wahrheit, des Geistes und der ihm gemäßen Unsterblichkeit. Die technische Revolution hat diesen alten Träumen neue Anschaulichkeit gegeben: Auto und Autobahn öffnen die

Enge der fernsten Täler, der ICE hebt das Hindernis der Entfernung auf. Das Flugzeug schwingt unsere schweren Leiber über Meere und Gebirge hinweg. Noch bevor wir an fernsten Orten ankommen, sind in Sekundenschnelle schon unsere Texte und Gedanken durch das digitale Netz vom einen zum anderen vorangeeilt. Die bald unerschöpfliche Speicherkapazität moderner Computer macht den Gedanken an die Unsterblichkeit der Seele anschaulich. Informationen erscheinen in ihrer digitalen Fleischlosigkeit als neue, unvergängliche, „unsterbliche Leiber“.

Wie kann unter diesen Bedingungen die biblische Aussage erlösende Kraft entfalten, das Wort, also die Information, der geistige Gehalt, sei Fleisch geworden? Geht denn nicht alles Trachten darauf, das Fleisch zu überwinden, es zu trainieren, zu straffen, zu optimieren, seine beschämende Unzulänglichkeit technisch beherrschbar zu machen, ja, seine beängstigende Sterblichkeit, so gut es eben geht, abzustreifen? Die Technik menschlicher Naturbeherrschung hat längst die Außengrenze des Leibes überschritten: Implantate verlängern das Leben und optimieren die körperliche, bald wohl auch die kognitive Leistungsfähigkeit. Ist dies die unerwartete Erfüllung der jesuanischen Verheißung bei Johannes „Der Geist ist es, der lebendig macht; das Fleisch nützt nichts.“ (Joh 6, 3), dass das Fleisch unter der Herrschaft des Geistes in Gestalt des technischen Erfindungsreichtums über sich hinauswächst und in gesteigerter Weise lebendig wird? Der Informationsfluss der Medien ist schon lange in uns eingedrungen, bevor das Bewusstsein eine Grenze behaupten kann zwischen meinem eigenen Inneren und dem Außen fremden Wissens. Hat sich der Leib nicht schon längst in einen überindividuellen Über-Leib aufgelöst? Der Kirchenvater Athanasius (+373) erklärt, der Zweck der Menschwerdung Gottes sei die Gottwerdung des Menschen (*De incarnatione*) Über die Menschwerdung des Logos, 54, 3). Zeigt sich in der postmodernen Trans- und Metaliblichkeit ein Potential des Menschen zum Gottsein?

Das johanneische Wort von der Fleischwerdung zielt in die Gegenrichtung: „Der die Himmel durchschritten hat“ (Hebr 4, 14) kehrt ein in die Begrenztheit einer menschlichen Biographie zwischen Geborenwerden und Sterben. In dieser Enge des Fleisches verwirklicht Gott als Mensch sein Gottsein. Wie einen abgetragenen Schuh trachten dagegen die Lichtgestalten künftiger menschlicher Herrlichkeit den Gedanken der *einen* Menschheit unter sich von ihren Füßen zustreifen. Nicht die Solidarität mit allem Fleisch, sondern der Sieg über die Grenzen des Fleisches beseelt sie. Unzählige Tier- und Pflanzenarten sterben täglich ihren endgültigen Gattungstod unter der Herrschaft neognostischer Machtphantasien. Zurückgelassen werden auch alle, deren Potential für die neognostische Erhebung nicht ausreicht.

Der für das westliche Christentum so prägend gewordene Brauch, im Bildprogramm der Kirchen des Menschgewordenen in seiner Fleischlichkeit zu gedenken, findet in der Krippenkunst einen besonderen Höhepunkt. Mancherorts werden ganze Stadtlandschaften bei der Krippe aufgebaut. Das vielfältige menschliche Leben kommt hier zur Darstellung, in das hinein Gott Fleisch wird, um sein Gott-Sein im Fleisch der Geschöpfe zu leben. Weil Erlösung nach christlichem Verständnis so herum zu denken ist, nämlich als Fleischwerdung Gottes, deshalb ist die Gottwerdung des Menschen nicht anders zu denken denn als Leben Gottes im Fleische. Unsere Endlichkeit, Schwäche und Kontingenz sind die Bedingungen, unter denen Gott leben will. Die Annahme dieses Fleisches ist erlösend, weil Gott uns in unserer Begrenztheit bejaht. Die Annahme dieses Fleisches ist erlösend, weil die Bejahung unseres Fleisches uns vor der Versuchung des Neognostizismus bewahren kann.

Liebe Leserinnen und Leser,

ein gesegnetes und hoffentlich friedliches neues Jahr, das unter dem Zeichen der Barmherzigkeit steht, wünsche ich Ihnen als Allererstes.

Der Jahreswechsel ist ein klassisches Datum, mal wieder neue Pläne ins Auge zu fassen. Unter den beiden Aspekten „Veränderungsmanagement“ und spirituelle Ermutigung zu selbigem in der Pastoral zeigt **Dr. Bastian Rütten** Wege in die Zukunft auf. Als Theologe arbeitet er besonders im Grenzgebiet von Katechese, Spiritualität und Kulturarbeit und hat soeben die Geschäftsführung einer Jugendherberge übernommen.

Den inspirierenden und ermutigenden Blick über den viel zitierten „Tellerrand“ haben der selbst aus Afrika stammende Bonner Fundamentaltheologe **Prof. Dr. Claude Ozankom** und sein Wiss. Mitarbeiter, **AR Dr. Thomas Föbel**, übernommen. Sie reflektieren die Bedeutung und Ernstnahme der Tauftheologie im Kongo als „Lebenselixier“ der dortigen Kirche. Sicher auch ein Impuls, der vom Kongo zu uns fließen darf.

GR Gudrun Schmitz aus Lindlar stellt meditatives Bogenschießen im spirituell-pastoralen Kontext vor, für das sie selbst Trainerin ist und das als Angebot immer weitere Kreise erfasst.

Das Pastoralblatt versteht sich durchaus auch als „Informant“ für aktuelle Schriften, zu deren „Ganzlektüre“ der Berufsalltag keine Zeit lässt. So führt **Prälat Dr. Martin Patzek** aus dem Bistum Essen, u. a. Dozent für Caritaswissenschaft am Kölner Diakoninneninstitut, in die jüngste Enzyklika von Papst Franziskus, „Laudato si“, ein und präsentiert zugleich einen Überblick über die Pressereaktionen.

Pastor Dr. Markus Kneer, Diözesanbeauftragter für den katholisch-islamischen Dialog im Erzbistum Paderborn, stellt schließlich den Schriftsteller Charles Péguy vor. Spannend für das Pastoralblatt ist dieser sicherlich nicht mehr in der Literaturlandschaft sehr präzente Autor, wenn man seine Gedanken über das „richtige Lesen“ und seine Thesen zum Thema „Zeit“ z. B. auf unseren aktuellen Umgang mit der Hl. Schrift anwendet oder einmal die eigene Predigtpraxis vor diesem Spiegel befragt.

Möge für Sie als Leserin bzw. Leser den Artikeln eine inspirierende Kraft innewohnen, wünscht Ihnen von Herzen

Ihr



Gunther Fleischer

Bastian Rütten

„Vertraut den neuen Wegen“

Spirituelle Ermutigung zum Veränderungsmanagement in der Pastoral

Ohne Zweifel: Wir stehen in der Kirche, bzw. in den Kirchen, vor großen Veränderungen. Besser gesagt: Wir befinden uns bereits inmitten von solchen Prozessen. In vielen Diözesen und Gemeinden gibt es Vordenker und pastorale Strategen, die sich schon auf den Weg gemacht haben. Ihre Mission: Sie wollen Strategien und Werkzeuge entwickeln, wie Kirche zukunftsfähig bleiben kann. Sie stoßen dabei nicht nur auf Gegenliebe. Den Strategen wird vorgeworfen, sie stülpen der Heiligen Mutter Kirche Mechanismen aus Wirtschaft und Verwaltung über. Den Traditionalisten wirft man (mehr oder minder deutlich) vor, sie bringen die Kirche um ihre Zukunft. Trotz aller unterschiedlichen Standpunkte: Wir stehen an einem Wendepunkt und es gilt, dass wir handeln müssen. Wenn Kirche eine Relevanz in der Gesellschaft haben und einen Weg mit den Menschen gehen will, dann braucht es vielleicht den massivsten und radikalsten Umdenkprozess der Kirchengeschichte. Und warum nicht? Natürlich kann man sich dafür bei erprobten und bewährten Instrumentarien der Welt bedienen. Zu prüfen ist dabei jeweils, ob solche Methoden unserer Zielsetzung gerecht werden. Zu prüfen wäre, ob unser Verständnis von Pastoral und Kirche unbeschadet an den Fundamenten bleiben kann, auch wenn sich die Formen verändern werden. Ich möchte in diesem Beitrag einen solchen Versuch der Prüfung wagen. Bewusst verknüpfe ich dabei ein organisationsökonomisches Instrument, das Veränderungsmanagement (engl. „change management“), mit der spirituellen Grundhaltung unseres Handelns. In unserer Spi-

ritualität spiegelt sich der Schatz unserer Glaubens- und Kirchengeschichte wider. Sie erzählt von unseren Erfahrungen mit unserem Gott und gibt dem Glauben an ihn Gestalt und Grundlage. Das Veränderungsmanagement versucht Aufgaben, Maßnahmen und Tätigkeiten zusammenzufassen, die umfassende und inhaltliche Veränderungen zur Entwicklung und Verwirklichung neuer Strategien, Strukturen, Systeme, Prozesse oder Verhaltensweisen in einer Organisation bewirken sollen. Geht das zusammen? Ich glaube schon!

Das Veränderungsmanagement ist ein Werkzeug der Organisationsentwicklung, welches seine Wurzeln in den 1930er Jahren in den Vereinigten Staaten hat. Die Sozialwissenschaftler Fritz Jules Roethlisberger und George Elton Mayo machten damals in wissenschaftlichen Versuchen die Entdeckung, dass die Leistung der Mitarbeitenden wesentlich von der Aufmerksamkeit für die Mitarbeiter beeinflussbar ist – mehr noch, als dies etwa durch die Änderungen der Arbeitsbedingungen der Fall ist. Weitere Untersuchungen stellte in den 1940er Jahren dann der Sozialpsychologe Kurt Lewin an, von dem auch das Modell der „Phasen der Veränderung“ stammt. Sein „3-Phasen-Modell“ soll uns durch die folgenden Abschnitte begleiten und Basis unserer Überlegungen sein. Mit diesem Modell bringe ich das Lied „Vertraut den neuen Wegen“ in Verbindung. Der Text des Liedes stammt aus der Feder von Klaus Peter Hertzsch und ist aus dem Jahr 1989. Ein Jahr, in dem große Veränderungen in der Geschichte Deutschlands begonnen haben. Das Lied lädt also nicht zur Reflexion der eigenen Veränderungswilligkeit ein, sondern hat eine Geschichte und einen Ursprung in einem Veränderungsprozess und einer Umbruchssituation. Es zeigt in seinen drei Strophen auf: Gott ist im Umbruch und im Unterwegssein dabei. Er geht mit. Er fördert Leben und Lebendigkeit.

Nun aber ein Blick in die Phasen des Veränderungsprozesses nach Kurt Lewin:

Unfreezing – Die Auftauphase

Jede Veränderung und jeder Veränderungsprozess basiert letztlich auf der Einsicht, dass unserer Erwartungen an Handlungen, Prozesse und Produkte, an Wirkung und Kommunikation nicht mehr der Realität entsprechen. Wer sich diesen Anfragen radikal und ehrlich stellt, der kommt in den meisten Fällen am Ende bei den Ursachen für eine solche negative Entwicklung aus: dem eigenen Verhalten. Um diesen Punkt zu überwinden, braucht es zunächst erst einmal nur eines: Bereitschaft zur Flexibilität. Veränderung kann nur da Raum bekommen, wo Starre und Unbeweglichkeit überwunden werden. Es gilt, auch in pastoralen Kontexten, die Komfortzonen zu verlassen. Komfortzonen sind erst einmal nichts Verwerfliches, so sie nicht ohne Reflexionspunkte auskommen. Meist sind es die derzeitigen Ist-Zustände, die sich irgendwie eingespielt haben. Die Komfortzone bietet viel: Sicherheit, Erfahrung, Routine, volle Übersicht und Kontrolle. Umso schwieriger wird es manchmal, diese Zone zu verlassen und den „inneren Schweinehund“ zu überwinden. Die erste Modellphase setzt also genau bei diesen Realitäten an. Sie will jene Energien stärken, die in uns nach Veränderung streben. „Unfreezing“ – Auftauen sollen vor allem unsere Blockaden, die uns hindern, aus der Komfortzone herauszutreten. Überführende Codewörter für solche Blockaden sind in der Regel alt bekannte Redewendungen, die Angst vor Neuerung und Veränderung ausdrücken und sich lieber in vertrauten und sicheren Traditionen beheimatet wissen. Für unseren pastoralen Kontext ist diese Auftauphase auch eine erste spirituelle Etappe auf dem Veränderungsprozess. Die erste Strophe des Liedes liefert uns entsprechende „Auftau-Motivationen“ aus christlicher Perspektive:

„Vertraut den neuen Wegen,
auf die der Herr uns weist,
weil Leben heißt: sich regen,
weil Leben wandern heißt.

Seit leuchtend Gottes Bogen
am hohen Himmel stand,
sind Menschen ausgezogen
in das gelobte Land.“

Auftauen und Aufbrechen braucht Vertrauen

Auch eine spirituelle Deutung von Umbruchssituationen darf die emotionalen und urmenschlichen Ängste vor Neuem nicht schön- oder gar wegreden. Christliche Spiritualität muss heute (vielleicht mehr denn je) ehrlich mit der Welt, den Menschen und den Realitäten sein. Ein frommer Überbau, vielleicht nur aus theologischen Worthülsen bestehend, wird nicht zu einer veränderten Haltung führen. Sind wir uns also sicher: Aus der Komfortzone aufzutauen, einen Aufbruch zu wagen, das war zu allen Zeiten ein emotionaler Kraftakt. Die „Fleischtöpfe Ägyptens“ waren die Komfortzone des Volkes Israel. Die Kundschafter im Buch Numeri sehen sogar die Fruchtfülle und die Satttheit des neuen und gelobten Landes. Das alles schützt sie nicht davor, Angst vor den vermeintlichen „Riesen“ des Landes zu verbreiten. Bevor sich der Zöllner Matthäus auf den Baum gewagt hat, war seine individuelle Komfortzone die gemachte Position als Geldeintreiber. Ein anderer Jünger will erst seinen Vater begraben und dann erst Nachfolge leben... auch das: Komfortzonendenken! All diese Situationen wurden am Ende durch einen Sprung überwunden und dieser braucht Vertrauen. ER ist da!

Leben heißt: sich regen und wandern

Alle Entwicklung in der Evolution, aber auch im Leben des Menschen, ist der Bewegung und der Lebendigkeit geschuldet. Keine Frage: Wer sich regt, der läuft Gefahr auch Fehler zu machen und in die falsche Richtung zu gehen. Aber auch diese Fehlritte sind in der Geschichte Gottes

mit den Menschen eher zu pädagogischen Exempeln geworden. „Aus Fehlern lernt man!“, so sagt der Volksmund. Und die Kirche lobt im Exultet die „felix culpa“, die „glückliche Schuld“. Ein Plädoyer mehr für einen Aufbruch und ein „Auftauen“ aus den Lähmungen der Komfortzone. „Alles Leben ist Bewegung“, so sagte Leonardo da Vinci einst. Und da, wo Leben ist, da ist auch Gott, der uns in Jesus Christus ein „Leben in Fülle“ (Joh. 10,10) versprochen hat. Aber das gibt es nicht ohne Aufbruch.

Es gibt Erfahrungen geglückten Aufbruchs

Motivation für diesen Aufbruch gibt es im Rückblick auf gelungene Situationen. Es gibt diese Erfahrungen des geglückten Aufbruchs. Wirkmächtigstes Zeichen ist der Regenbogen des Bundes. Seit diesem Zeichen für die Nähe Gottes zu den Menschen haben Menschen im Namen und durch die Kraft dieses Gottes den Aufbruch gewagt und Komfortzonen verlassen.

Moving – Die Bewegungsphase

Der Aufbruch ist geschafft und die pastorale Komfortzone ist verlassen. Es ist nun Zeit, sich zu bewegen. Es ist Zeit Lösungen, Modelle, Strategien zu erwägen und abzuwägen. Es ist Zeit zu probieren und zu erproben. Diese Veränderungsphase birgt die meisten emotionalen Risiken. Vertrautes und Sicherheiten fehlen zu großen Teilen. Es braucht das Vertrauen in die Richtigkeit des eigenen Handelns und die Vergewisserung der Motivation. Bewegung kostet zudem immer Energie. Auch hier kann es in dieser Phase zu Engpässen und Erschöpfung kommen. Aber: Keine Phase ist auch zugleich so inspirierend, lebendig und so kreativ.

Blicken wir auf unser Lied und die spirituelle Komponente:

„Vertraut den neuen Wegen
und wandert in die Zeit!

Gott will, dass ihr ein Segen
für seine Erde seid.
Der uns in frühen Zeiten
das Leben eingehaucht,
der wird uns dahin leiten,
wo er uns will und braucht.“

In die Zeit wandern bedeutet, den Zeitgeist als Freund zu sehen

Machen wir uns nichts vor: Es war zu keiner Zeit anders! Jede Zeit hat ihren Zeitgeist hervorgebracht. Dieser hatte positive, aber auch negative Seiten. Es scheint im Kontext von Kirche und Pastoral derzeit nicht selten der Fall zu sein, die Realitäten des gegenwärtigen Zeitgeistes in Frage zu stellen oder zu ignorieren. Kirche muss und darf sicher in gewissen Fragen auch Stachel im Fleisch der Gesellschaft sein. Sie darf anfragen und infrage stellen. Aber sie muss auch die veränderte Gesellschaft und Lebenssituation der Menschen wahr- und ernstnehmen. Sehen wir diesen Zeitgeist als Freund. Auch Freunde haben hier und da Einstellungen und Wesenseigenschaften, die einen selbst stören. Nur in dieser Haltung der Freundschaft mit der Welt und in der Zeit wird es uns gelingen, in Zukunft unserem Auftrag gerecht zu werden.

Den Auftrag nicht vergessen! Segen sein!

Dieser Auftrag kann nicht oft und deutlich genug artikuliert sein. Wir sollen Segen sein. Eine segnende Kirche sagt der Welt und den Menschen in allen Lebenssituationen Gutes zu. Segensreiches Wirken setzt voraus, dass dieser Segen seine Kraft beim Empfänger entfaltet und wirkmächtig wird. Wie kommen wir bei den Menschen mit diesem „Kernprodukt“ an? Kommen wir überhaupt noch an? Unter welchen Bedingungen und Umständen gelingt oder misslingt uns dieses Handeln?

Tradition und Zukunft zusammen denken

Wenn die Begriffe „Strategie“ und „Kirche“ zusammen fallen, regt sich nicht selten heftiger Widerstand. Verursacht wird dieser wahrscheinlich durch die Angst, dass Organisationsentwicklung auf Kosten der kirchlichen Tradition geschehe. Das Gegenteil ist der Fall. In der Phase der Bewegung muss es darum gehen, das Handeln von Kirche (und das soll und muss durchaus sehr konkret und lokal gedacht werden) in den Blick zu nehmen. Zugleich auch das Zugehen auf die Menschen in der Mitte unserer Gemeinden und Gemeinschaften, aber auch auf jene an den Rändern. Der Weg führt nicht auf ein „Entweder-oder“, sondern auf ein „Sowohl-als-auch“ zu. Tradition ist mit Blick auf die gegenwärtige Zeit zu leben und zu entwickeln.

Refreezing – Die Einfrierphase

Die dritte Phase in unserem Veränderungsmanagement stellt wieder das Einfrieren in den Mittelpunkt. Der Name dieser Phase mag vielleicht täuschen. Hier geht es nicht um einen erneut eintretenden Stillstand. Vielmehr ist damit der vorläufige Abschluss des Veränderungsprozesses gemeint. In dieser Phase werden die erarbeiteten Lösungen in die Abläufe implementiert und etabliert. Es geht nun darum, dass „Neues“ bekannt und vertraut wird und funktioniert. In einem gesunden System wird diese Phase stabil gehalten, bis es erneut zum „Auftauen“ kommt. Das setzt allerdings fortlaufende Evaluation und Reflexion voraus.

Strophe 3 des Liedes dazu:

„Vertraut den neuen Wegen,
auf die uns Gott gesandt!
Er selbst kommt uns entgegen.
Die Zukunft ist sein Land.
Wer aufbricht, der kann hoffen
in Zeit und Ewigkeit.
Die Tore stehen offen.
Das Land ist hell und weit.“

Vertrauen in das Erarbeitete und eigene Visionen

Genau wie der Aufbruch zu Anfang das Vertrauen benötigte, so braucht es ebenfalls einen Vertrauensvorschuss in das Ergebnis des Prozesses. Weil Gott unser „Wollen und Vollbringen“ begleitet, kann nichts schief gehen. Er ist und bleibt im Boot!

Das Land der Zukunft lieben lernen

Als Kirche muss spätestens jetzt in diesen Tagen, aber auch innerhalb eines solchen Prozesses eine Liebe und eine Leidenschaft für das Land der pastoralen Zukunft entwickelt werden. Der schmerzende Blick nach hinten, das Zurückwünschen von alten Strukturen und Mustern wird nichts ändern. Im Gegenteil! Unser Land ist die Zukunft – um Christi Botschaft Willen!

Helles und weites Land

Dieses Land ist gelobtes Land. Es ist im übertragenen Sinne ein helles Land. Voll von Optimismus und Leben. Es ist ein weites Land. Unzählige Möglichkeiten und Perspektiven werden in diesem Land möglich. Die Tore dazu stehen offen.

Veränderungsmanagement in der pastoralen Praxis

Damit ein solches Konstrukt nicht fleischlos bleibt, müssen wir es in die Konkrektion überführen. Es genügt ein Blick auf die Felder unseres Handelns. Die Fragen stehen: Was würde das alles bedeuten für Felder wie die Sakramentenkatechese, die caritative Arbeit, die liturgische Praxis, die Familienpastoral, die Trauerpastoral? Und: Was bedeutet das für die Zukunft dieser Handlungsfelder?

Wer sich diesen Fragen mit Realismus stellt, der wird vielleicht einen Berg von

Herausforderungen und Überforderungen vor sich fürchten. Unsere Beruhigung ist unsere Gemeinschaft. Wir sind nicht allein und keine Einzelkämpfer. Gott sei Dank! Vielleicht hilft uns abschließend das Modell der acht Phasen des Veränderungsmanagements des Wirtschaftswissenschaftlers John P. Kotter. Sein Modell ergänzt die drei Phasen Lewins. Vor allem aber: Kotters Phasen stellen sich den Herausforderungen, vor denen ein System (und in unserem Falle die Gemeinschaft der Kirche) im Veränderungsprozess steht:

1. Sicherheit und Gemütlichkeit sind im binnenkirchlichen Kontext wohl die größte Versuchung und Blockade. Deswegen gilt für Initiatoren von Veränderungen: Orientieren Sie sich an den Propheten und erzeugen Sie ein Gefühl der Dringlichkeit. Um es mit dem Lied zu sagen: „Jetzt ist die Zeit! Jetzt ist die Stunde! Heute wird getan, oder auch vertan!“
2. Nutzen Sie die große Gemeinschaft, das Netzwerk der Kirche. Bauen Sie ein Führungsteam auf. Bringen Sie die wichtigen Akteure zu einem Thema zusammen. Ermöglichen Sie Handlungsspielraum und ein Klima des Vertrauens und der Kreativität!
3. Arbeiten Sie gemeinsam an der Entwicklung einer Vision. Eine solche gemeinsame Blickrichtung wirkt motivierend und als Energiequelle für den Prozess!
4. Achten Sie auf Ihre Kommunikation und Transparenz! Die Vision der angestrebten Veränderungen muss auf breiter Basis kommuniziert werden. Das gilt vor allem für die vielen Menschen, die nicht in die Steuerung des Prozesses eingebunden sind.
5. Geben Sie Macht ab! Tragen Sie Verantwortung gemeinsam. Es braucht die Bevollmächtigung aller Mitarbeitenden, um zu motivieren und nach der Vision handeln zu können.

6. Streben Sie als Zielmarke nicht das große Ziel am Prozessende an! Kurzfristige Ziele und Erfolge motivieren im Prozess und strukturieren ihn. Solche Teilerfolge sollten sichtbar, messbar und eindeutig sein.
7. Erreichte Ziele und Erfolge müssen immer wieder gesichert werden. Werden Sie nicht müde. Tiefgreifende Veränderungen nehmen viel Zeit in Anspruch. Schauen Sie auf die kurzfristigen Ziele und entwickeln Sie daraus weitere Veränderungen.
8. Am Ende gilt: Verankern Sie die neuen Ziele und Abläufe in der Kultur Ihrer Arbeit! Verpflichten Sie sich selber zur Verbindlichkeit dieser Ziele!

„Mut wächst mit dem Beginnen“

Der allererste und elementarste Schritt steht nun vor Ihnen: Es ist die Entscheidung darüber, ob Sie sich und Ihr Handeln in den „Auftaumodus“ begeben wollen. Das Lied von Klaus Peter Hertzsch ist dafür vielleicht ein spiritueller Antrieb. Die Modelle dafür sind dann eine Orientierung und Leitschnur. Sicher: Sie brauchen eine gehörige Portion Mut. Bischof Georg Moser hat dafür eine Faustformel ausgegeben: „Mut wächst mit dem Beginnen!“ Beginnen Sie also, gerne auch vorsichtig und zaghaft. Ich bin sicher, dass die Felder unserer Pastoral von einer guten Strategie- und Entwicklungspolitik profitieren. Ich bin auch sicher, dass Begriffe wie „Strategie“, „Entwicklung“ und „Veränderungsmanagement“ im tiefsten Sinne ihrer Bedeutung ein spirituelles Fundament haben. Sie werden unser professionelles Handeln sinnvoll und fruchtbar ergänzen. Denn: „Leben heißt, sich regen!“

Subjektwerdung der Getauften

Theologische Reflexionen vor der Situation der Kirche im Kongo

„Katholisch? Dann dürfen Sie nicht selbstständig denken oder gar handeln. Das Lehramt schreibt Ihnen ja vor, was und wie Sie im Glauben zu wandeln haben.“

Dieses hartnäckige Vorurteil potenziert sich gegen Katholiken im nachkolonialen subsaharischen Afrika zu einem Vorwurf, der sie des Verrats am eigenen sozio-religiösen Genius bezichtigt. In dieser Situation stellt sich für Theologie und Kirche die Frage zunehmend drängender: Wie kann das christliche Bekenntnis nicht länger als Fremdkörper und Quelle von Selbstentfremdung wahrgenommen werden, sondern nachhaltig als Option zu mehr Leben und Freiheit in die afrikanische Lebenswelt hineinstrahlen?

Dem entspringt ein Suchen nach adäquaten Kontextualisierungsansätzen der christlichen Botschaft, damit sich die Christen dieses Erdteils als selbstbewusste und kompetente Mitglieder der kirchlichen Gemeinschaft erfahren und sich ihrer Verantwortung in Kirche und Gesellschaft angemessen stellen können.

1. Rückblende: Zwischen Trauma und Ruf nach „Authentizität“

Exemplarisch für die Geschichte Schwarzafrikas kann hier in einer ersten Annäherung postuliert werden, dass die traumatischen Ereignisse um die Unabhängigkeit des Kongo *zum einen* und den danach verstärkt zu vernehmende Ruf nach Authentizität *zum*

anderen den geschichtlichen Horizont darstellen, der ein dezidiertes Eintreten der Katholischen Kirche für das Subjektwerden ihrer Mitglieder markiert.

1.1 Das Trauma

Bekanntlich vollzog sich die sog. Zweite Evangelisierung¹ des Kongo im günstigen Windschatten der Kolonialpläne Leopolds II. von Belgien. Er lud die katholische Kirche dazu ein, an dem von ihm initiierten Werk der „Zivilisierung“ des Kongo mitzuwirken.²

Der aufopferungsvolle Einsatz der Missionare kann nicht hoch genug wertgeschätzt werden. Das Bemerkenswerte: Unter anfänglich schwierigen Bedingungen gelang es ihnen, peu à peu, dem Christentum im Kongo eine neue Heimat zu bereiten. Durch die Beteiligung nahezu aller in Belgien niedergelassenen Ordensgemeinschaften gelang es auch, den Personalbedarf weitestgehend zu decken. Die Gründungen von Knaben- und Priesterseminaren machten es möglich, Kongolesen in die Evangelisierung einzubeziehen.³

Diese Erfolgsgeschichte wurde abrupt im Zusammenhang mit dem Prozess des politischen Selbstständigwerdens des Landes unterbrochen. Kurz nach dem Unabhängigkeitstag am 30. Juni 1960 kam es zu landesweiten Unruhen. Viele Europäer (u.a. Missionare) verließen das Land. Der bisher als souverän wirkende Missionar verlor zunehmend seinen Nimbus der Unantastbarkeit. Gleichzeitig wurden dem einheimischen Klerus verantwortungsvolle Aufgaben übertragen. Die sozio-ökonomischen Verhältnisse verschlechterten sich spürbar, während sich die neuen Machthaber bereicherten. Diese Situation vielfältiger Krisen stellt den Nährboden für zahlreiche kriegsähnliche Auseinandersetzungen dar, wie das Beispiel des von Pierre Mulele initiierten Volksaufstands deutlich macht. Beginnend mit dem 24. Januar 1964 kam es zu einem Gewaltausbruch ungeahnten

Ausmaßes: Die gesamte Infrastruktur (u.a. Missionsstationen) wurde zerstört, Missionare und Staatsbedienstete wurden zur Flucht gezwungen; diejenigen, die es nicht schafften, wurden massakriert.

Nach dem Sieg über die Rebellion stellte sich der Kirche die Frage, ob und wie eine Wiederaufnahme des Evangelisierungswerks möglich war. Dabei wurde dem Engagement der Kirche ein Nachdenken über die tiefsten Gründe des Aufstandes vorangestellt, an dem gerade auch getaufte Christen beteiligt waren, die sogar kirchliche Einrichtungen und ihr Personal nicht verschonten. Nüchtern wurde konstatiert, dass unbeschadet der desolaten sozio-ökonomischen Bedingungen, die Wahrnehmung der Kirche bei den meisten Menschen zwischen ausländischem Unternehmen und „Sache der Hierarchie“ oszillierte. Daraus erwuchs die Notwendigkeit, Wege zu finden, damit die Menschen die Kirche als *ihre* Kirche und sich selbst darin als selbstbewusste Subjekte erfahren können. Der spätere Kardinal J.A. Malula resümiert: „Bisher haben die Missionare alles daran gesetzt, Afrika zu christianisieren, nun geht es darum, das Christentum zu afrikanisieren.“

1.2 Der „Authentizitätsdiskurs“

Neben der Einsicht in das Ungenügen des Evangelisierungswerks, das neue, kreative Vorgehensweisen unumgänglich machte, wurde auch der Ruf nach Authentizität zu einer signifikanten Treibkraft für Theologie und Kirche im Kongo. Bemerkenswert ist, dass es sich hier – wie das Engagement des Episkopats für die sogenannten kleinen christlichen Gemeinschaften zeigt – um ein genuin binnenkirchliches Anliegen handelt. Gleichwohl wurde den Menschen ein weiterer politisch motivierter und medienwirksam transportierter Diskurs über die Authentizität durch Staatspräsident Mobutu aufgezwungen.

Allgemein ging es Mobutu beim „Recours à l'authenticité“ darum, bei der Existenz-

und Zukunftsgestaltung sowie der Lösung der anfallenden Probleme des Kongo, das eigene sozio-kulturelle Erbe als zentrale bis exklusive Richtschnur zu postulieren. Konkret sollte sich vom Kolonialerbe emanzipiert werden, um die eigene afrikanische Identität „mächtiger sprechen“ zu lassen.

Damit war letztlich eine emanzipatorische Bewegung in Gang gesetzt, der sich die Kirche kaum entziehen konnte, wollte sie nicht als im Dienst des Neokolonialismus stehend an den Pranger gestellt werden. So wurde um kontextsensible Ausdrucksformen der christlichen Botschaft gerungen, die dem traditionell kirchlichen Konzept der Inkulturation Ausdruck verleihen sollten, damit die Kirche nicht länger als Fremdkörper, sondern als Ort der Befreiung für selbstbewusste Christgläubige sowohl *ad intra* (innerhalb der Kirche) als auch *ad extra* (in die kongolesische Gesellschaft hinein) angenommen und erfahren werden konnte.

2. Die theologischen Grundlagen

Aufs Ganze gesehen stehen der Theologie für das angestrebte Selbstverständnis mit einem gestärkten Selbstbewusstsein der Christen zwei ineinander weisende Argumentationsstränge zur Verfügung: Die in Taufe und Firmung verliehene unverlierbare Teilhabe am prophetischen, priesterlichen und königlichen Amt Christi sowie die ekklesiale Wiederentdeckung der Kirche als Volk Gottes durch das Zweite Vatikanische Konzil.

2.1 Taufe und Firmung – *selbstbewusstseinsbildende Gründungsakte der christlichen Existenz als Priester, König und Prophet*

Zur Frage nach dem Selbstbewusstsein des Christen und nach dessen eigenem Selbstverständnis in Kirche und Gesellschaft, ist

es sinnvoll, auf ein kleines, leicht zu übersehendes Ereignis hinzuweisen, das mit dem Gründungsakt jeder christlichen Existenz im Empfang des Taufsakraments gegeben ist. Ein Ereignis, das oft kaum wahrgenommen wird und gerade von entscheidender Bedeutung für das Selbstverständnis, aber auch für das Selbstbewusstsein des getauften Menschen ist, oder besser gesagt: sein könnte und sein müsste. Unmittelbar nach dem eigentlichen Taufakt nämlich wird der Täufling mit dem Heiligen Chrisam gesalbt: *„Du wirst nun mit dem heiligen Chrisam gesalbt, denn du bist Glied des Volkes Gottes und gehörst für immer Christus an, der gesalbt ist zum Priester, König und Propheten in Ewigkeit.“*

In dieser sog. postbaptismalen Salbung wird dem Neugetauften vermittelt, dass ihm als dem berufenen Heiligen unmittelbar von Christus her eine unauslöschbare Würde geschenkt ist. Diese Würde und Kompetenz befähigt ihn, seine christliche Existenz aktiv zu gestalten. Denn mit der Salbung bei der Taufe (bzw. Firmung) wird der Christ nicht einfach zum Glied des einen Volkes Gottes, sondern erhält auch persönlich und unwiderruflich Anteil am priesterlichen, königlichen und prophetischen Amt Christi.

Die sogenannte Drei-Ämterlehre Christi (*tria munera*) reflektiert in unmittelbarer Weise auf Jesus Christus selbst, der in seinem Leben gewissermaßen drei Ämter vollzogen hat. Zum einen ist er der Priester schlechthin (vgl. Hebr 5,1- 5). Er vollzieht dieses Amt überall da, wo er im Gebet und in Zeichenhandlungen *als Priester* den Menschen in die Gemeinschaft mit seinem Vater führt. Dies geschieht in vollendeter Form beim Letzten Abendmahl, aber auch da, wo er in den vielen Gastmählern Menschen neu mit Gott verbindet.

Darüber hinaus ist Jesus als der Christus aber auch der König schlechthin; ein König, dessen Königsein gerade dadurch zum Ausdruck kommt, dass er dem Menschen in radikaler Proexistenz dort dient, wo er ihn

bedingungslos liebt. Und so wird Christi eigentliches Königtum schließlich in der paradoxalen Gestalt des Kreuzes sichtbar, wo er, sich bedingungslos für den Menschen hingebend, als „König der Juden“ verhöhnt wird.

Schließlich ist Jesus Christus der Prophet schlechthin; derjenige nämlich, der kraft göttlicher Autorität die Botschaft vom Reich Gottes worthaft und tathaft verkündet und so Gott in dieser prophetischen Tat selbst in der Welt zu Wort kommen lässt.

So ist also Christus als Stifter des Neuen Bundes der Priester, als Diener Gottes und des Nächsten der König und als Verkünder der Frohen Botschaft der Prophet auf ewig. Als Volk Gottes setzt die Kirche dieses dreifach-amtliche Tun Christi in ihren drei Grundvollzügen fort: Wenn sie in der Liturgie den Glauben priesterlich feiert, in der Verkündigung (*Martyria*) den Glauben vor aller Welt prophetisch verkündigt und in der *Diakonia* und *Caritas* der Welt und den Menschen königlich dient. An diesem Dienst hat jeder Getaufte im Volk Gottes seinen unverzichtbaren Anteil. Hierbei handelt es sich um das Alleinstellungsmerkmal der christlichen Existenz mit ihrer taufpriesterlichen, -königlichen und -prophetischen Persönlichkeit. Mit dieser Anteilgabe ist allen von Christus her auf Christus hin die Kompetenz vermittelt, sowohl im profanen alltäglichen Lebensvollzug als auch im Volk Gottes selbst derart wirksam zu werden.

2.2 Das wiedergefundene Selbstverständnis der Kirche als „Volk Gottes“ und das Apostolat der Laien – eine überraschend aktuelle Konzilslektüre

Die dreifache Tauf-Würde und der mit ihr gegebenen Auftrag, die eigene Existenz christlich zu gestalten, haben ihre Wurzel in einem neuen Selbstverständnis von Kirche, das diese von Gott her auf Gott hin auf dem II. Vatikanischen Konzil neu bzw.

wiedergewonnen hat. Es ist keine neue Erfindung des Konzils, doch hat sich hier, wo sich Gott selbst in seiner Kirche zu Wort gemeldet hat, ein Perspektivwechsel im Blick auf diese Ämter der Kirche ergeben (vgl. LG 9-13). Die Grundlage findet sich in der Erinnerung des Konzils, das eine „Volk Gottes“ zu sein; ein messianisches Volk, das „zwar nicht alle Menschen umfasst und gar oft als kleine Herde erscheint“, aber doch „für das ganze Menschengeschlecht die unzerstörbare Keimzelle der Einheit, der Hoffnung und des Heils“ ist (LG 9). In dieser Neubesinnung der Kirche als „Volk Gottes“ vollzieht sich ein Bewusstseinswechsel, der unmittelbare Auswirkungen für ein christliches Selbstbewusstsein hat. Denn als „Volk Gottes“ steht nicht mehr die Grunddifferenz von Klerus und Laie, die Hierarchie oder der Unterschied von Institution und eigener christlicher Existenz im Vordergrund. Vielmehr steht statt der Differenz die Kategorie der Einheit, die *Communio* am Anfang und im Mittelpunkt: Vor aller notwendigen und berechtigten Unterscheidung hinsichtlich der Aufgaben und Funktionen innerhalb der Kirche ist die Kirche von Gott und vor Gott fundamental eine organische Einheit, das *eine Volk Gottes*. Auf den zweiten Blick erst besteht es aus Klerikern und Laien.

Einer der bemerkenswertesten Sätze des Konzils lautet:

„Wenn auch einige nach Gottes Willen als Lehrer, Ausspender der Geheimnisse und Hirten für die anderen bestellt sind, so waltet doch unter allen eine wahre Gleichheit in der allen Gläubigen gemeinsamen Würde und Tätigkeit zum Aufbau des Leibes Christi“ (LG 32)⁴.

Weiter heißt es:

„Durch die Wiedergeburt und die Salbung mit dem Heiligen Geist werden die Getauften zu einem geistigen Bau und einem heiligen Priestertum geweiht (...)“ (LG 10).

Aus dieser ausnahmslos jedem geschenkten Würde der Berufung in Taufe und Firmung leiten die Konzilsväter den universa-

len Auftrag des Christen zu seinem eigenen individuellen Laienapostolat ab:

„So sind sie in strenger Weise verpflichtet, den Glauben als wahre Zeugen Christi in Wort und Tat zugleich zu verbreiten und zu verteidigen“ (LG 11).

„Der Apostolat der Laien ist Teilnahme an der Heilssendung der Kirche selbst. Zu diesem Apostolat werden alle vom Herrn selbst durch Taufe und Firmung bestellt. (...) Die Laien sind besonders dazu berufen, die Kirche an jenen Stellen und in den Verhältnissen anwesend und wirksam zu machen, wo die Kirche nur durch sie das Salz der Erde werden kann. So ist jeder Laie kraft der ihm geschenkten Gaben zugleich Zeuge und lebendiges Werkzeug der Sendung der Kirche selbst, nach dem Maß der Gabe Christi“ (Eph 4,7)“ (LG 33).

Das Konzil gibt konkrete Beispiele hierfür, wenn es darauf hinweist, dass der Laie nicht nur im Gottesdienst seiner taufpriesterlichen Berufung entspricht, sondern vor allem auch bei der täglichen Arbeit und bei der geistigen und körperlichen Erholung (vgl. LG 34). Dem korrespondiert die Verpflichtung der Kleriker, die spezifischen Kompetenzen und Charismen der Laien zu entdecken, zu fördern und schließlich für den Heiligungsdienst des *einen Volkes Gottes* nutzbar zu machen:

„Die geweihten Hirten aber sollen die Würde und Verantwortung der Laien in der Kirche anerkennen und fördern. Sie sollen gern deren klugen Rat benutzen, ihnen vertrauensvoll Aufgaben im Dienst der Kirche übertragen und ihnen Freiheit und Raum im Handeln lassen, ihnen auch Mut machen, aus eigener Initiative Werke in Angriff zu nehmen“ (LG 37).

In diesen Texten findet sich die österliche Zukunft der Kirche, auch im Kongo; einer Kirche, die als Kirche nach dem Konzil in der Kraft des Heiligen Geistes dabei ist, immer mehr zur Kirche des Konzils als Volk Gottes zu werden. Voraussetzung dafür ist das Bewusstwerden des einzelnen Christen in Bezug auf seine Tauf-Würde. Im Kongo

weist die pastorale Option für die kleinen lebendigen christlichen Gemeinschaften hierbei in die richtige Richtung.

3. Die kleinen christlichen Gemeinschaften als Bewährungsraum für Selbstverständnis, Kompetenz und Selbstbewusstsein

Anlässlich ihrer sechsten Vollversammlung im Jahre 1961 erklärte die kongolische Bischofskonferenz die lebendigen christlichen Gemeinschaften zur pastoralen Option der Kirche im Kongo.⁵ Im Hintergrund stand das Eingeständnis, dass die erhoffte nachhaltige Verwurzelung des Evangeliums noch lange keine Realität geworden war.⁶ In engem Zusammenhang damit stand ein Perspektivwechsel, der die Rolle von Klerus und Laien zu klären sowie ihr Verhältnis auf ein gelingendes Miteinander-Kirche-Sein hin zu bestimmen hatte.⁷ Damit war das Ziel verbunden, mit den kleinen christlichen Gemeinschaften einen Ort bereitzustellen, an dem den Gläubigen ein angemessenes christliches Selbstverständnis vermittelt werden kann, damit sie kompetent und selbstbewusst ihren Platz in Kirche und Gesellschaft einnehmen können. Diese pastorale Option konnte jedoch erst in den 1970er-Jahren nach Beilegung der bürgerkriegserischen Konflikte und nach der Unabhängigkeit wie auch nach dem Übergang von *Missionsgebiet* zur *Ortskirche* durch das II. Vaticanum umgesetzt werden.

Prägend für den *Advent* eines christlichen Selbstverständnisses in den kleinen lebendigen christlichen Gemeinschaften⁸ ist die Orientierung am Begriff des Volkes Gottes. Zu diesem Volk gehört jeder Getaufte, der nicht nur einen Platz, sondern auch eine Rolle in der Kirche zu übernehmen hat. Von dieser unverlierbaren Dignität her zeigt sich, dass die Kirche keine Domäne von Papst, Bischöfen und Priestern ist – unbeschadet des ihnen in ihr zukommenden besonderen Auftrags. Diese Sicht der Kirche

korreliert mit dem traditionellen Verständnis von Gemeinschaft in Afrika, insofern hier jeder volles Mitglied der Gemeinschaft ist und eine wichtige Rolle zu ihrem Aufbau und Wohl erfüllt. Infolgedessen übertragen die meisten Traditionen grundsätzlich allen Menschen Verantwortung für die Gemeinschaft, die sich entsprechend bewährt haben. Mit dieser doppelten (sozio-kulturellen und tauftheologischen) Dignität werden die Laien in die Lage versetzt, Führungspositionen in den kleinen christlichen Gemeinschaften zu übernehmen.⁹ Hierbei sind sie weder Lückenbüßer noch bloße Handlanger des Klerus¹⁰, wie die Erfahrung der „Bakambi“ in Kinshasa (D.R. Kongo) gezeigt hat.¹¹ „Bakambi“ sind jene Laien, denen die Verantwortung über eine Gemeinde übertragen worden war; auch wenn die kirchenrechtlichen Vorgaben in eine andere Richtung weisen. Vor diesem Hintergrund wird der Wunsch nach einem Afrika gemäßen Kirchenrecht verständlich, der analog zum Kirchenrecht der orientalischen Kirchen eines Tages durchaus Wirklichkeit werden könnte.

Auf der Basis eines Verständnisses und einer Praxis von Kirche als Volk Gottes vollziehen die lebendigen christlichen Gemeinschaften die Integration der christlichen Botschaft im Bereich der Teilnahme und nicht-vertikalen Kommunikation. Ausgangspunkt ist hier einerseits die Lehre des *sensus fidelium*¹², der die Meinung der Gläubigen ernst nimmt.¹³ Recht verstanden stellt andererseits die in vielen Traditionen Afrikas bezeugte Institution des «Palavers» ein Instrument dar, vermittelt dessen allgemeine Probleme und Belange gemeinsam eruiert werden, dass fällige Entscheidungen in transparenter und partizipativer Weise getroffen werden. Gleichsam am Knotenpunkt beider Wege – von *sensus* bzw. *consensus fidelium* und afrikanischem „Palaver“ – ereignet sich der Prozess von Kommunikation, Diskussion und Entscheidungsfindung in den lebendigen christlichen Gemeinschaften.

4. Bewusstsein schaffen – Charismen entdecken – Kompetenzen fördern

In den vorangegangenen Ausführungen, gerade auch mit Blick auf die kleinen lebendigen christlichen Gemeinschaften, ist bewusst das Konzil zu Wort gekommen, da hier die Intention der Kirche in authentischer Weise zum Ausdruck gebracht werden kann. In den Texten wird deutlich, dass dem Laien in der Kirche eine von Christus selbst verliehene Würde und Bedeutung zukommt. Dessen und des eigenständigen Auftrags zum Apostolat und Heiligungsdienst in der Gesellschaft sind sich viele Christen m.E. auch 50 Jahre nach dem Konzil zu wenig bewusst, da es auch zu wenig vermittelt wurde. Mit der Weckung eines vertieften Bewusstseins sind neue kreative Chancen für die Kirche im Kongo und in der Welt verbunden. Ein solch selbstbewusster Neuaufbruch ist vor allem in einer Zeit, in der das institutionelle Ansehen der Kirche durch Machthaber angegriffen ist und der christliche Glaube durch verschiedene Sinnangebote droht diffus zu werden, notwendig.

Mehr denn je ist der christliche Glaube in seiner katholischen Form und damit auch das Bekenntnis zur Kirche keine Selbstverständlichkeit, insofern der Glaubensvollzug nicht mehr wie in früheren Zeiten institutionell begünstigt oder gesellschaftlich geschätzt wird. Seine Festigung ergibt sich also nicht mehr von außen, sodass er stärker von innen her motiviert und begründet werden muss. Dies setzt in der heutigen Gesellschaft ein neues *christliches Selbstbewusstsein* und *Selbstverständnis* voraus, das die christliche Persönlichkeit gegenüber möglichen Widerständen und pluralen Sinnangeboten *profiliert*. Möglichkeitsbedingung für diese Profilierung ist der Aufbau einer eigenständigen christlichen Persönlichkeits- und Grundkompetenz, aus der heraus ein individueller Glaubensvollzug entwickelt und existentiell gestaltet werden kann. Dazu gehört besonders,

dass die Gläubigen wieder „sprachfähig“ werden, wenn sie ihr Leben aus christlicher Perspektive auch öffentlich interpretieren, indem sie es mit den christlichen Grundbegriffen wie Liebe, Gnade, Glaube, Hoffnung, Vergebung, Sünde und Auferweckung in Verbindung bringen. Entsprechend ist das Leben des Christen heute verbunden mit einer lebenslangen Tauf- und Firmkatechese, in der er die Kompetenz ausbildet, sein priesterliches, königliches und prophetisches Charisma eigenverantwortlich in Leben, Kirche und Gesellschaft fruchtbar werden zu lassen.

In umgekehrter Perspektive besteht eine vorrangige und besondere Aufgabe der Seelsorger von heute darin, – gleich ob Kleriker oder Laie – dem Christen genau diese christliche Grundkompetenz zu vermitteln damit der Christ in einer pluralistischen Welt als Christ sichtbar wird und in ihr bestehen kann. Damit ist auch die Ausbildung neuer und anderer Kommunikationsstrukturen *innerhalb* der Kirche selbstverständlich.

Andererseits ergibt sich für den Christen so die Verpflichtung, seinerseits das ihm in Taufe und Firmung gegebene Charisma für den Aufbau des *einen* Volkes Gottes konstruktiv und kritisch selbstbewusst fruchtbar zu machen. Er kann den ihm von Christus gegebenen Auftrag zum taufpriesterlichen, taufköniglichen und taufprophetischen Zeugnis in der Welt nicht mehr in dem Maße an die Institution Kirche delegieren, wie dies in einer volkskirchlichen Situation möglich war. Mit der Tauf- und Firmspiritualität des II. Vaticanums kann und muss er sein christliches Profil bewusster als früher in seinem alltäglichen Lebens- und Existenzvollzug eigenverantwortlich gestalten.

Im Horizont dieser Motivationsquelle und Sinnressource ist es aber wichtig, dass im Kongo und auch im gesamten Schwarzafrika das notwendige taufpriesterliche Engagement nicht in einer Defizitperspektive etwa als bloße Reaktion auf den Priester-mangel wahrgenommen wird. Eine solch

negative Deutung des Laienapostolats widerspricht der Intention Kardinal Malulas wie auch der Theologie des Konzils und wird vor allem nicht dem Taufauftrag Christi gerecht.

Die Situation der Kirche im Kongo heute lässt sich so als eine heilsgeschichtlich notwendige und deshalb von Gott geschenkte Zeit verstehen. Denn hier wird jeder einzelne Christ dazu herausgefordert, den je eigenen, persönlichen und individuellen Glauben bewusster taufpriesterlich, taufköniglich und taufprophetisch zu leben. Daraus kann den Christen dieses Landes die Kraft zuwachsen, die vielfältige Misere ihres Landes schonungslos zu benennen und sich nach Kräften für den Advent besser Lebensverhältnisse zu engagieren. Und wenn dies geschieht, dürfen wir die Vision einer Kirche vor Augen haben, wo all das Realität wird, was Gott seiner Kirche auf dem II. Vaticanum geschenkt hat. Eine Vision, die auch für Kirche und Theologie in unseren Breiten fruchtbringend sein dürfte.

Anmerkungen:

- ¹ Ende des 15. Jahrhunderts begann eine erste Evangelisierung des Kongo-Königreichs unter Portugals Federführung. Leider führte die verheißungsvoll initiierte Missionierung aus vielfältigen Gründen (rigoroser Auslegung des Patronatsrechts durch Portugal, Priestermangel, Sklavenhandel im Zuge der Entdeckung Amerikas, Streitigkeiten um die Thronnachfolge usw.) nicht zum erhofften Erfolg und endete gleichsam 1835 mit einem Fiasko durch den Weggang der letzten Missionare von Sao Salvador.
- ² Unbeschadet der Überführung – weg vom Privatbesitz Leopolds II. – hin zum Status einer belgischen Kolonie, änderte sich nichts an der durch den Kolonialismus bestimmten Geisteshaltung. Die Weichenstellungen blieben dieselben auch nach der Übernahme des Gebiets durch Belgien. Vgl. F. Bontinck, Le conditionnement historique de l'implantation de l'Eglise catholique au Congo, in: *Revue du clergé africain* 25 (1969) 132–145.
- ³ 1917 wurde der erste Einheimische, Stefano Kaoze, zum Priester und 1956 Msgr Pierre Kimbondongo als erster Kongolese zum Bischof geweiht.

- ⁴ Kirche, das ist die Grundbotschaft von „Lumen Gentium“, ist grundlegend das priesterliche, prophetische und königliche Volk Gottes, das in der Welt seinem Heiligungsdienst für die Welt da gerecht wird, wo es nicht nur institutionell, sondern durch alle seine Glieder wie Christus priesterlich feiert, prophetisch verkündet und königlich dient. Und genau diese Kompetenz jedes einzelnen Christen als Glied des Volkes Gottes, in seinem je eigenen Lebensvollzug Christus präsent zu machen, resultiert aus der Taufe und der Firmung.
- ⁵ Actes de la VIe Assemblée Plénière de l'Episcopat du Congo (20 novembre – 2 décembre 1961). Léopoldville 1961.
- ⁶ Ebd. 35f.
- ⁷ Ebd. 157.
- ⁸ Ebd. 161–168.
- ⁹ Vgl. dazu Kardinal Malula (in der Broschüre „Mission de l'Eglise à Kinshasa. Options pastorales“. Kinshasa 1970, 18): „Pour répondre aux besoins de décentralisation de l'action et par souci d'efficacité, pour calquer les structures de l'Eglise sur les structures sociales naturelles, il est indispensable de développer là où elles existent, de les susciter ailleurs des communautés de base dont la responsabilité doit être confiée à des laïcs.“
- ¹⁰ Kardinal Malula drückt dies so aus: „Historiquement, toutes les fonctions de la communauté ont été petit à petit prises en charge par les clercs. Le renouvellement de la théologie du Peuple de Dieu nous invite à situer le prêtre à sa vraie place, et à rendre aux laïcs l'exercice de leurs responsabilités, également dans le domaine de la vie interne de l'Eglise-Institution“ (ebd. 19).
- ¹¹ Vgl. Bertsch, Ludwig, Laien als Gemeindeleiter. Ein afrikanisches Modell. Freiburg i.Br. u.a. 1990.
- ¹² Nach heutigem Erkenntnisstand ist der *sensus* bzw. *consensus fidelium* in der Kirchengeschichte bislang erst zweimal, nämlich im Zusammenhang mit den Mariendogmen der *Immaculata conceptio* und der *Assumptio*, zum Tragen gekommen. Vgl. ebd. 309ff.
- ¹³ Vgl. Ozankom, Claude, Christliche Botschaft und afrikanische Kultur. Zur Bedeutung der afrikanischen Tradition in der afrikanischen Theologie am Beispiel des Kongo. Neuiried 1999, 390ff.

Gudrun Schmitz

Im Spannungsbogen stehen ...

Meditatives Bogenschießen im spirituell-pastoralen Kontext

Im Erzbistum Köln gibt es - im Besonderen über den DJK-Sportverband - die bewährte Tradition der „Sportexerzitien“. Besinnungstage, denen Bewegung zugrunde liegt, die in spiritueller Betrachtung vertieft wird. Nach einem Gedanken der Hl. Teresa von Avila: „Tue deinem Körper etwas Gutes, damit deine Seele Lust hat, darin zu wohnen.“ gilt es, innerlich und äußerlich in Bewegung zu kommen – und Gott in diesem Tun lebendigen Menschseins Raum zu geben. Es bedeutet bei diesem Ansatz von Exerzitien, über den Kraftspeicher „Körper“ eine tiefere Dimension des Menschseins zu erspüren. Das Erkennen dieser gottgeschenkten Geschöpflichkeit kann bereichern und bewusst machen, dass diese Seite vielleicht in der herkömmlichen Exerzitienpraxis oder zumindest im Alltag zu kurz kommt. Aus dieser Geschöpflichkeit mit ihren Möglichkeiten und Begrenztheiten heraus tritt der Mensch in Aktion – sein Tun und Handeln wirkt und bewirkt, in erster Linie für sich selber.

Im Bogenschießen verbindet sich dem dafür offenen Schützen beides: die Erfahrung des eigenen inneren und äußeren Kraftspeichers sowie die Erfahrung eines gegebenen, zur Verfügung stehenden Kraftspeichers. Letzterer kann ohne explizite Reflexion und Verinnerlichung genutzt werden, sportiv und erlebnisorientiert. Hier soll aber eben eine tiefere Ausrichtung betrachtet werden. Ohne den Bogen überspannen zu wollen: Wenn Gott sich dem Menschen ‚zur Verfügung stellt‘, wenn er sich anbietet, zu gelingendem Menschsein

zu führen, dann kann im Bogen ein solches Angebot gegenständlich erfahren werden. Wie der Schütze nun diese zur Verfügung stehende Kraft im gespannten Bogen entgegennimmt, sie verinnerlicht und in sich hineinnimmt, das bleibt jeweilige Entscheidung. Aber ohne eine eigene Bereitschaft dazu bleibt der Bogen schlichtweg ungenutzt bzw. ein sportives Gerät.

Es bedarf der Übung, der Geduld und Konzentration, um jene Kraft aus dem Bogen zu nehmen, die zum Ziel führt, was immer dieses Ziel auch sein mag. Aus Sammlung und Achtsamkeit heraus können in diesem Prozess die Pfeile gelöst werden. Sie treffen ihr Ziel. Ob es mit der eigenen Absicht des Schützen übereinstimmt, gilt es zu reflektieren.

Es gilt achtsam für die einzelnen Schritte des Tuns zu sein. Welchen Standpunkt nehme ich ein? Wie richte ich mich auf mein Gegenüber aus? Was oder wer ist überhaupt mein Gegenüber? Wie empfinde ich die Nähe oder Distanz zu diesem Gegenüber? Ist es eine aggressive oder eine behutsame Ausrichtung nach vorne, dominiert Ungeduld oder Gelassenheit? Wie ist meine innere und äußere Haltung? Stehe ich aufrecht? Kann ich es der stimmig angemessenen Sehne am Bogen nachmachen, ausgespannt zwischen Himmel und Erde zu sein? Mit welcher Spannung stehe und agiere ich selber, wie verspannt bin ich vielleicht dabei? Kann ich mich entspannt in das Geschehen hineingeben – oder meine ich, der Überanstrengung nahe, ein Zielen und Treffen erzwingen zu müssen? Nehme ich den Pfeil wahr als Ausdruck meiner Aufmerksamkeit, die zu ihrem Ziel schnellen will? Kann ich ihn in diesem Zusammenhang im richtigen Moment loslassen und somit lösen und aus meiner Verantwortung entlassen? Wie nehme ich das Richtig- oder Danebentreffen wahr? Setze ich mich unter Druck – oder kann ich das Ergebnis gelassen betrachten und daraus Schlüsse ziehen?

Bei all' diesen Schritten geht es letztlich darum, mich meinem Ziel immer mehr an-

zunähern. Meditation und Kontemplation möchten mich dazu bereiten, mich einer Mitte zu nähern und in ihr zu verweilen. In dieser Mitte, spirituell betrachtet, finde ich zu mir und nicht zuletzt zu Gott. Die Zielscheibe beim Bogenschießen ist definiert von einer Mitte. Das Auftreffen der Pfeile ist das Resultat des vorherigen, vorbereitenden Geschehens. Achtsamkeit, Geduld, Konzentration, Ausdauer und das nötige Maß an Los-Lassen schicken die Pfeile dem Gegenüber entgegen. Das hebt - aus dieser Betrachtung - die Wertung von richtig und falsch auf.

Aber: die eigentliche Mitte ist nicht die, die den Augen gegenübersteht. Die eigentliche Mitte beginnt in mir selber. Durch den Standpunkt, den ich eingenommen habe, durch Atmung und einem Erspüren meiner selbst erst schaffe ich die Voraussetzung, um mich auszurichten auf das gewählte Gegenüber. Jegliches Lösen des Pfeiles und Treffen des Zieles sind zweiter, wenn nicht dritter Schritt des meditativen Ansatzes beim Bogenschießen.

Meditatives Bogenschießen bedeutet somit, sich zu sammeln, um Kraftspeicher zu entdecken, die mir innewohnen und zur Verfügung stehen. Es bedeutet, in ihnen zu ruhen, ehe die Aktion, das Tun wieder Ausdruck finden. Aus dieser Sammlung, diesem Inne-Halten heraus entwickelt sich dem geübten Schützen die Möglichkeit, sich mit geschlossenen Augen (aber offenem inneren Auge) auf sein Ziel auszurichten - den Pfeil zu lösen und zu treffen. Leitend beim meditativen Bogenschießen ist somit der Satz: Das Auge muss im Ziel sein, bevor der Pfeil den Bogen verlässt.

Dieser Ansatz des meditativen Bogenschießens findet in spirituell-pastoralen Feldern immer häufiger Umsetzung. Ob mit Messdiener-,/ Firmgruppen (, wo sicherlich der erlebnispädagogische Akzent noch mehr im Vordergrund steht) oder explizit einem Angebot für pastorale Dienste im Rahmen von Exerzitienangeboten (in verschiedenen Bistümern), ob für eine Glaubenskursgruppe oder im Rahmen der Alten-

pastoral ein Angebot für eine Ü70-Gruppe, ob als schulpastorales Angebot für Lehrende bzw. Lernende oder als Trainingssequenz für Hochleistungssportler, ob im therapeutischen oder auch supervisorischen Kontext - das Bogenschießen eröffnet Spannungsbögen, die innerlich und äußerlich den Agierenden helfen, sich ihrer selbst bewusst zu werden und im Idealfall in sich ruhen zu können um daraus in angemessene Aktion zu gelangen.

In der Anleitung entscheidet über die Intensität dieses Tuns jede Gruppe, jeder Teilnehmende mit - wie eben auch grundsätzlich bei meditativen, spirituellen Angeboten. Aber wer sich dem Kraftspeicher Bogen nach diesem Ansatz öffnet - und in ihn hineintritt - wird schnell merken, dass er letztlich sein ganzes Menschsein, seine Persönlichkeit, seine Stärken und Schwächen, mit hinein nimmt. Wie bei jeder Achtsamkeitsübung gilt es, dieses Hineintreten nicht zu werten, sondern im eigentlichen Tun zu verweilen, im Moment - und diesen wahrzunehmen. Nicht mehr und nicht weniger.

Aus diesem inneren Loslassen heraus tritt der im Alltag oft begleitende Leistungsdruck weit zurück - und der Pfeil kann tatsächlich frei von Erwartungen sein Ziel finden.

Wenn es gelingt, die Erfahrung dieses exemplarischen, zur Mitte führenden Tuns auf unsere Spiritualität zu übertragen, vielleicht als eine Erweiterung geistlicher Übungen, dann können wir dem Ruhen in Gott, dem absichtslosen Gespanntsein, der Zweckfreiheit dabei Raum geben. Dann können wir (auch andere) uns zur Verfügung stehende Kraftspeicher erkennen und nutzen und bereichernd in unser Menschsein integrieren.

Dann stehen wir in jenem vitalen Spannungsbogen, den Gott in jedem grundgelegt hat und aus dem heraus die geschenkte und gelebte Geschöpflichkeit stimmig wirkt und bewirkt. Ohne über das Ziel hinaus zu schießen.

Martin Patzek

Laudato si' – ein neuer Sonnengesang?

Franz von Assisi und der Bischof von Rom

Für alle

„In dieser Enzyklika möchte ich in Bezug auf unser gemeinsames Haus mit allen ins Gespräch kommen.“¹ Papst Franziskus wendet sich an alle, das ist mehr als „alle Menschen guten Willens“! „Angesichts der weltweiten Umweltschäden möchte ich mich jetzt an jeden Menschen wenden, der auf diesem Planet wohnt.“ Diese Zielgruppe ist mehr als frühere Adressen. Auch ist LAUDATO SI' mehr als der Ohrwurm von Winfried Pilz und Fritz Baltruweit als Kirchenlied mit Naturromantik. Das Lobgebet des Franz von Assisi (1181–1226) wird zu einer politischen Version des Sonnengesangs. Ein gefühlvoller Beginn im Blick auf das gemeinsame Haus als Schwester, mit der wir das Leben teilen, und als Mutter, die uns in ihre Arme schließt, wird schnell zur Realität: „Schaden, den wir ihr (unserer Schwester) aufgrund des unverantwortlichen Gebrauchs und des Missbrauchs der Güter zufügen, die Gott in sie hineingelegt hat.“² Franziskus schreibt von „Krankheitssymptomen, die wir im Boden, im Wasser, in der Luft und in den Lebewesen bemerken“ und verweist auf seine Vorgänger und ihre Verlautbarungen.

Von allen

Interessant scheint mir neben den Reaktionen der Bischofskonferenzen und christlichen Redaktionen tatsächlich das, was verantwortliche Menschen unseres Planeten zur Umweltenzyklika des Papstes sagen. Barack Obama, US-Präsident sieht die

Verantwortung für die kommenden Generationen, „und ich glaube, die Vereinigten Staaten von Amerika müssen Vorbild sein in dem Bemühen, die Umweltverschmutzung zu beenden, saubere Energien und Energie-Effizienz sowie eine verantwortliche Verwaltung unserer natürlichen Ressourcen zu fördern.“³ Hoffentlich fließen etwaige VW-Milliarden in diese Bereiche! Barbara Hendricks, Umweltministerin, liest bei Franziskus: Wir müssen „die Klage der Armen ebenso hören wie die Klage der Erde.“ Sie führt fort: „Die Armen sind diejenigen, die als erste für die Zerstörung unseres Planeten bezahlen müssen. Die Bekämpfung von Armut, Hunger und Chancenlosigkeit werden wir nur leisten können, wenn wir die Zerstörung unserer Umwelt bekämpfen.“⁴ Die Öko-Enzyklika, die sich auch mit dem Klimawandel beschäftigt, sieht die enge Verbindung zwischen der Bewahrung der Schöpfung und der Option für die Armen. Nicht die Armen müssen ihr Leben ändern, sondern die Reichen. Bleibt die Frage, wo ich hingehöre. Zwei Referentinnen der Katholischen Landjugendbewegung, Manuela Vosen (Ökologie) und Nathalie Pieper (Theologie), bringen es auf den Punkt: „Die Revolution, von der Franziskus ausdrücklich spricht, muss darin bestehen, nicht weniger zu wollen als mehr Gerechtigkeit in dieser Welt. Sie ist die Zielperspektive internationaler Solidarität, die Zielperspektive christlichen Handelns.“⁵

Alles

Papst Franziskus beschreibt den Inhalt der Enzyklika so: „Ich hoffe, dass diese Enzyklika, die sich an die Soziallehre der Kirche anschließt, uns hilft, die Größe, die Dringlichkeit und die Schönheit der Herausforderung zu erkennen, die vor uns steht. An erster Stelle werde ich unter bestimmten Aspekten einen kurzen Überblick über die aktuelle ökologische Krise geben, zu dem Zweck, die besten Ergebnisse des heutigen Stands der wissenschaftlichen Forschung zu übernehmen, uns davon zutiefst an-

rühren zu lassen und dem dann folgenden ethischen und geistlichen Weg eine Basis der Konkretheit zu verleihen. Aus dieser Perspektive werde ich einige Hinweise aufgreifen, die sich aus der jüdisch-christlichen Überlieferung ergeben, in der Absicht, unserem Engagement für die Umwelt eine größere Kohärenz zu verleihen. Dann werde ich versuchen, zu den Wurzeln der gegenwärtigen Situation vorzudringen, so dass wir nicht nur die Symptome betrachten, sondern auch die tiefsten Ursachen. Auf diese Weise können wir eine Ökologie vorschlagen, die in ihren verschiedenen Dimensionen den besonderen Ort des Menschen in dieser Welt und seine Beziehungen zu der ihn umgebenden Wirklichkeit einbezieht. Im Licht dieser Überlegung möchte ich fortfahren mit einigen ausführlichen Leitlinien für Dialog und Aktion, die sowohl jeden von uns als auch die internationale Politik betreffen. Und da ich überzeugt bin, dass für jede Veränderung Beweggründe und ein erzieherischer Weg nötig sind, werde ich schließlich einige Leitlinien zur menschlichen Reifung vorschlagen, die von dem Schatz der christlichen spirituellen Erfahrung inspiriert sind".⁶

Kompass

Der Präsident der Jesuiten - Hochschule für Philosophie in München, der Wirtschaftsethiker Johannes Wallacher stellte Thesen zur Zusammenfassung und Einordnung der Enzyklika auf. Er ist seit 2004 Mitglied der Deutschen Kommission „Justitia et Pax“. Mit der Empfehlung, die dazu gehörigen Erläuterungen von Johannes Wallacher zu lesen⁷, hier seine 8 Thesen:

- Epochale Weiterentwicklung der kirchlichen Sozialverkündigung
- Kompass für eine mensch- und umweltgerechte Entwicklungsagenda
- Demaskierung der Klimaskeptiker in ihren verschiedenen Varianten als Ausdruck verschleierte Macht- und Partikularinteressen

- Ganzheitliche Ökologie: Umweltschutz und Armutsbekämpfung nicht gegeneinander ausspielen!
- Globales Gemeinwohl und die gemeinsame Bestimmung der Erdengüter
- Dialog und Transparenz wie partizipative Entscheidungsprozesse
- Markt und Technologie im Dienst der ganzheitlichen Ökologie
- Die zentrale Bedeutung von Gewissensforschung, umfassender Bildung und positiven Vorbildern

Noch einmal: Die Enzyklika selbst lesen! Ludwig Ring-Eifel, Chefredakteur der Katholischen Nachrichten-Agentur lädt ein: „Diese Enzyklika schmeckt nach dem Staub der Favelas und den dunklen Abgaswolken der laut dröhnenden Vorstadtbusse in den Mega-Städten des Südens. Und wenn er von zwitschernden Vögeln und blühenden Wiesen schreibt, klingt das wie die Sehnsucht nach einem verlorenen Paradies, das ein Teil der Menschheit nur aus Filmen, von Sonntagsausflügen in den Stadtpark oder aus den Erzählungen der Alten kennt.“⁸

Deutsche Presse⁹

„So hat noch kein Papst gesprochen“ tönt es in der FAZ. Die Krisenphänomene seien „in einem ebenso schlichten wie schrillen Ton“ gehalten. Als „Zerrbild der Realität“ bezeichnet die FAZ die Behauptung des Papstes, immer mehr Menschen würden ausgeschlossen und ihrer grundlegenden Menschenrechte beraubt. Besonders anstößig wird die Aussage gesehen, Politik sei ein willenloses Instrument im Dienst einer gewinnmaximierungsfixierten Wirtschaft und eines unkontrollierbaren Finanzwesens.

„Laudato si“ finde ein halbes Jahr vor dem Pariser Klimagipfel „das richtige Wort zur richtigen“ Zeit, heißt es in der Frankfurter Rundschau. Jetzt komme es darauf an, wie die Mahnung des Papstes bei den Politikern und den Konzernchefs wirke. Man wird sie an ihren Taten messen können.

„Der Kirchenstaat kommt ohne große Emissionen aus, wenn man mal vom Wehrauch absieht, und der Vatikan kann keine Stahlwerke und Kohlegruben schließen. Aber Papst Franziskus hat Einfluss auf die globale öffentliche Meinung“, schreibt die in Berlin erscheinende „tageszeitung“. „Als moralische Instanz hat Franziskus Zugang zu Medien, Wirtschaft und Politikern. Und populär, wie er ist, erreicht er auch Nichtkatholiken.“ In der „Lausitzer Rundschau“ aus Cottbus steht: „Manchem Freund der Lausitzer Braunkohle mag es nicht gefallen: Mit klarem Wort ruft Papst Franziskus zum Ausstieg aus den fossilen Brennstoffen auf.“ Völlig zu Recht verknüpfe Franziskus die ökologischen Probleme mit den sozialen Ungerechtigkeiten in der Welt. „Ihm geht es um Ganzheitlichkeit. Ähnlich wie schon bei den Flüchtlingen von Lampedusa mahnt der Papst in aller gebotenen Klarheit himmelschreiende Missstände an. Und es wäre der Welt zu wünschen, würde auch dieser Weckruf in ähnlicher Stärke wahrgenommen.“

„Papst Franziskus gibt Gas. Allerdings ohne zusätzlichen Schadstoffausstoß“, kommentiert die „Thüringische Landeszeitung“ aus Weimar die Enzyklika. Sie betont auch die soziale Dimension der päpstlichen Verlautbarung: „Für Franziskus sind Umweltfragen auch Fragen, deren Antworten zeigen, wie Menschen miteinander umgehen– Deshalb fordert er zu Recht eine Entschleunigung des Wachstums, dringt darauf Schwächere nicht abzuhängen, weil sie schwächer sind.“

Auch das in Bielefeld erscheinende Westfalenblatt sieht den Zusammenhang zwischen der Zerstörung der Umwelt und der Armut in vielen Ländern. Ungewöhnlich sei, dass Franziskus konkrete Lösungsvorschläge benenne. „Noch nie zuvor war ein Papst so politisch. Er polarisiert, beeinflusst die Meinung und erreicht damit auch die Nichtkatholiken.“

In Cicero online, Magazin für politische Kultur aus Berlin lese ich: „Bewegend und tief, streckenweise albern: Die neue Enzyklika ‚Laudato si‘ von Papst Franziskus ist

ein Frontalangriff auf die Wirtschaftsweise des Westens. Der Appell zum Konsumverzicht und Umweltschutz schießt aber über das Ziel hinaus.“ Alexander Kissler zieht das Fazit: „Ein Papst, der Maß einfordert, verfeuert seine Einsichten und Anliegen maßlos. Dass diese ehrenwert sind und sympathisch, dass ‚Schwester Erde‘ tatsächlich Grund zu seufzen hat, ist unbenommen. Franziskus‘ Aufruf, die Technik nicht über den Menschen, die Rendite nicht über die Gesellschaft, die Interessen nicht über das Gemeinwohl bestimmen zu lassen und die Bande der Menschheitsfamilie zu stärken, verdient jedwedes Gehört, weltweit. Der radikale Angriff aber auf die Wirtschaftsweise des Westens könnte ‚Laudato Si‘ zu einer Kampfschrift machen, die Brücken eher abreißt als aufbaut. Der Weg ins Himmelreich wird auch künftig nicht mit Mehrwegtüten gepflastert sein.“¹⁰

Auch der Chefredakteur der Katholischen Nachrichtenagentur (KANA), Ludwig Ring-Eifel merkt an: „Wie die meisten Enzykliken enthält ‚Laudato si‘ neben großartigen und im besten Sinn belehrenden Passagen auch Längen und Doppelungen. Und leider auch unausgegorene, manchmal sogar verworrene Gedanken. Vor allem da, wo der Papst die ‚Herrschaft des Finanzsystems‘ und der ‚Technokratie‘ beschreibt, urteilt er manchmal ungenau, pauschal und polemisch. Da schreibt er Sätze wie: ‚Das technokratische Paradigma tendiert auch dazu, die Wirtschaft und die Politik zu beherrschen. Die Wirtschaft nimmt jede technokratische Entwicklung im Hinblick auf den Ertrag an, ohne auf mögliche negative Auswirkungen für den Menschen zu achten.‘ Und seine Idee, dass eine Rezession in den reichen Ländern zu wirtschaftlichem Aufschwung in den armen Ländern führen könnte, würden vermutlich nicht mal Wirtschaftstheoretiker der Linken bestätigen. – Diese Schwächen ändern nichts daran, dass die erste ganz von Papst Franziskus (mit Unterstützung einiger Experten) verfasste Enzyklika starke Denkanstöße und Begründungen gibt. Er ermutigt Christen wie Nichtchristen, bewusster zu leben und

sich politisch dafür einzusetzen, dass das gemeinsame Haus Erde für alle Geschöpfe bewohnbarer wird.“¹¹

Einige Experten

Mit einem ersten Entwurf hatte Papst Franziskus den Präsidenten des Päpstlichen Rates für Gerechtigkeit und Frieden, Kurienkardinal Peter Turkson aus Ghana, betraut. Beim irischen Buchmacher „Paddy Power“ galt Turkson als Topfavorit auf die Nachfolge Benedikt XVI.! Kardinal Turkson setzt sich für die Bewahrung der natürlichen Lebensgrundlagen ein. Er kritisiert beispielsweise die umweltschädlichen Methoden der Ausbeutung von Bodenschätzen in Ghana durch multinationale Konzerne ohne Rücksicht auf die Folgen für die Lebensbedingungen der betroffenen Menschen. Für ihn ist Umweltschutz in Afrika auch im Eigeninteresse des Nordens wichtig, da sich klimatische Veränderungen weltweit auswirken und die Verschlechterung der Lebensbedingungen in Afrika den Migrationsdruck auf Europa und Amerika erhöhen würden.¹² Zur Entstehung der Enzyklika hat auch Bischof Erwin Kräutler aus der brasilianischen Diözese Xingu beigetragen. Sein Einsatz für die Ureinwohner und für den Regenwald Amazoniens wurde mit dem Alternativen Nobelpreis geehrt. Im April 2014 wurde er in einer Sonderaudienz von Papst Franziskus empfangen. Sein Beitrag zielt auf den Umweltschutz als die Bedrohung des Regenwaldes und der indigenen Völker. Bei der Pressekonferenz, in der die Enzyklika am 18. Juni 2015 im Vatikan vorgestellt wurde, waren mehrere Experten. Die Schöpfungstheologie und die Umweltethik des orthodoxen Christentums war vertreten durch den orthodoxen Metropolitan von Bergamo, Giovanni Zizioulas. Er fordert eine ökumenische Initiative. Der deutsche Klimaexperte Hans Joachim Schellnhuber, Leiter des Potsdamer Klima-Instituts, meint, dass der Papst wissenschaftlich auf der Höhe der Zeit ist. Er war von Anfang an am Zustandekommen

der Enzyklika beteiligt. Alle vier Treffen hat er entscheidend mitgestaltet. Die Leiterin der Caritas, in den USA Catholic Relief Services genannt, Carolyn Woo (Oekonomin) sagt, dass sich Nachhaltigkeit auch wirtschaftlich auszahlt. Valeria Martano, eine Grundschullehrerin aus Rom, Mitglied von Sant' Egidio, sprach von der Option für die Armen vor Ort und global.

Mitsprache aller

Der Papst hat die Ortskirchen in die Veröffentlichung der Enzyklika miteinbezogen. Er hat die vielen Stellungnahmen der verschiedenen Bischofskonferenzen auf der Welt in seine Enzyklika einfließen lassen. 17 Bischofskonferenzen werden zitiert aus Argentinien, Asien, Australien, Bolivien, Brasilien, Deutschland, der Dominikanischen Republik, Japan, Kanada, Lateinamerika und der Karibik, Mexiko, Neuseeland, Paraguay, den Philippinen, Portugal, Südafrika und den USA. Aus der deutschen Bischofskonferenz wird die Kommission für gesellschaftliche und soziale Fragen zitiert:¹³ Ferner geht es um die Erklärung der Deutschen Bischofskonferenz zu Fragen der Umwelt und der Energieversorgung „Zukunft der Schöpfung – Zukunft der Menschheit“.¹⁴

Leitbilder für alle

Es lohnt sich, die Enzyklika vom Motto ‚Laudato Si‘ und den Gebeten für alle aufzuschließen. „Laudato si“, mi Signore – Gelobt seist du, mein Herr“ sang der heilige Franziskus von Assisi. In diesem schönen Lobgesang erinnert er uns daran, dass unser gemeinsames Haus wie eine Schwester ist, mit der wir das Leben teilen, und wie eine schöne Mutter, die uns in ihre Arme schließt: „Gelobt seist du, mein Herr, durch unsere Schwester Mutter Erde. Die uns erhält und lenkt und vielfältige Früchte hervorbringt und bunte Blumen und Kräuter.“¹⁵ Erinnert sei dabei an das Hochgebet

für Messen für besondere Anliegen IV „Jesus, der Bruder aller“ wo es in der Präfation heißt: „Wir danken dir, treuer Gott und barmherziger Vater, für deinen Sohn Jesus Christus, unseren Herrn und Erlöser. Er hatte ein Herz für die Armen und die Kranken und die Kranken, die Ausgestoßenen und die Sünder. Den Bedrängten und den Verzweifelten war er ein Bruder. Sein Leben und seine Botschaft lehren uns, dass du für deine Kinder sorgst wie ein guter Vater und eine liebende Mutter.“¹⁶ Franziskus schildert gleichsam als Grundlegung seiner Enzyklika das Vorbild Franz von Assisi: „Ich nahm seinen Namen an als eine Art Leitbild und als eine Inspiration im Moment meiner Wahl zum Bischof von Rom. Ich glaube, dass Franziskus das Beispiel schlechthin für die Achtsamkeit gegenüber dem Schwachen und für eine froh und authentisch gelebte ganzheitliche Ökologie ist.“¹⁷ Dazu passt die treffende Beschreibung von Alfred Müller-Felsenburg: „Franziskus / Umbrisches Braun / der Kutte, / vom Gestank / und Schweiß / des Verrückten / getränkt, / schleift faltig / über dem Boden. / Francesco Bernardone: / Auswurf der / guten Gesellschaft, / Hippi der Kirche, / Gammler der Vernunft, / Dieb und Enterbter. / Dann rief dich / der Herr, / und du bauest / am DOM DER ZEIT. / Seltsame Bauleute / werden / berufen.“¹⁸ Drei Kapitel widmet der Bischof von Rom dem Heiligen Franz von Assisi. „Seine Reaktion war weit mehr als eine intellektuelle Bewertung oder ein wirtschaftliches Kalkül, denn für ihn war jedes Geschöpf seine Schwester oder ein Bruder, ihm verbunden durch die Bande zärtlicher Liebe. Deshalb fühlte er sich berufen, alles zu hüten, was existiert.“¹⁹ Wen wundert es da, dass die Stichworte franziskanischer Spiritualität heißen: Solidarität mit den Aussätzigen und Entrechteten; Armut aus der Motivation von Krippe und Kreuz; Ablehnung von Privilegien; Basis der Kirche; Frieden; ein neues Zusammenleben und ökumenische Einheit in christlicher Vielfalt. Gegen die Kutten des heiligen Franz und seiner „Minderbrüder“ sind heutige Franziskanerhabite elegante Wohlstandskleidung. Eher

kommen ihnen abgetragene, ausgefranste Jeans und ausgebleichte Hemden gleich ... Franz als Begründer einer Aussteiger-Bewegung? Gerade nicht: Er steigt aus der Gesellschaft aus, um radikal in den Lebensstil des Evangeliums, in die Nachfolge Jesu einzusteigen.

Spiritualität für alle

Mehr als 40 Kapitel widmet Franziskus dem Thema „Ökologische Erziehung und Spiritualität.“ Er beklagt das fehlende „Bewusstsein des gemeinsamen Ursprungs, einer wechselseitigen Zugehörigkeit und einer von allen geteilten Zukunft.“²⁰ Er sieht eine große kulturelle, spirituelle und erzieherische Herausforderung. Das erste Stichwort lautet: „Auf einen anderen Lebensstil setzen.“ Er ruft auf zur Erziehung zum Bündnis zwischen der Menschheit und der Umwelt. Dabei wird er sehr konkret. Kritiker sprechen von der Grenze zur Albernheit.²¹ Er rät zur Vermeidung des Gebrauchs von Plastik und Papier“, zur „Einschränkung des Wasserverbrauchs“, der „Trennung der Abfälle“ und empfiehlt „nur soviel zu kochen, wie man vernünftigerweise essen kann, die anderen Lebewesen sorgsam zu behandeln, öffentlich Verkehrsmittel zu benutzen oder ein Fahrzeug mit mehreren Personen zu teilen, Bäume zu pflanzen, unnötige Lampen auszuschalten.“²² Franziskanische Spiritualität im 3. Jahrtausend! Zur ökologischen Umkehr gehören Freude und Frieden. „Es handelt sich um die Überzeugung, dass weniger mehr ist. Die ständige Anhäufung von Möglichkeiten zum Konsum lenkt das Herz ab und verhindert, jedes Ding und jeden Moment zu würdigen... Die christliche Spiritualität regt zu einem Wachstum mit Mäßigkeit an und zu einer Fähigkeit, mit dem Wenigen froh zu sein.“²³ Gesprochen wird auch von der Liebe im zivilen und im politischen Bereich. „Das Beispiel der heiligen Therese von Lisieux lädt uns ein, den „kleinen Weg der Liebe zu beschreiten, keine Gelegenheit für ein freundliches Wort, für ein Lächeln, für irgendeine kleine Geste

zu verpassen, die Frieden und Freundlichkeit verbreitet.²⁴

Die Spiritualität der Enzyklika zeigt sich auch darin, dass sie in zwei Gebeten endet. Papst Franziskus lädt ein: „Nach dieser langen frohen und zugleich dramatischen Überlegungen schlage ich zwei Gebete vor: eines, das wir mit allen teilen können, die an einen Gott glauben, der allmächtiger Schöpfer ist, und ein anderes, damit wir Christen die Verpflichtungen gegenüber der Schöpfung übernehmen können, die uns das Evangelium Gottes vorstellt“. Hier ist das interkulturelle „Gebet für unsere Erde“:

*Allmächtiger Gott,
der du in der Weite des Alls gegenwärtig
bist
und im kleinsten deiner Geschöpfe,
der du alles, was existiert,
mit deiner Zärtlichkeit umschließt,
gieße uns die Kraft deiner Liebe ein,
damit wir das Leben und die Schönheit
hüten.
Überflute uns mit Frieden,
damit wir als Brüder und Schwestern
leben
und niemandem schaden.
Gott der Armen,
hilf uns,
die Verlassenen und Vergessenen dieser
Erde,
die so wertvoll sind in deinen Augen,
zu retten.
Heile unser Leben,
damit wir Beschützer der Welt sind
und nicht Räuber,
damit wir Schönheit säen
und nicht Verseuchung und Zerstörung.
Rühre die Herzen derer an,
die nur Gewinn suchen
auf Kosten der Armen und der Erde.
Lehre uns,
den Wert von allen Dingen zu entdecken
und voll Bewunderung zu betrachten;
zu erkennen, dass wir zutiefst verbunden
sind
mit allen Geschöpfen
auf unserem Weg zu deinem unendlichen
Licht.*

*Danke, dass du alle Tage bei uns bist.
Ermutige uns bitte in unserem Kampf
für Gerechtigkeit, Liebe und Frieden.²⁵*

Dieses Gebet könnte die Hymne einer neuen Umweltbewegung werden. Es geht um den neuen und ganz lebendigen Geist des toten und des lebenden Franziskus!

Anmerkungen:

- ¹ Enzyklika LAUDATO SI' von Papst Franziskus über die Sorge für das gemeinsame Haus, Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls Nr. 292, Bonn 2015 – Im Folgenden LS).
- ² LS 2.
- ³ Publik-Forum Extra vom 26.06.2015.
- ⁴ Ebd.
- ⁵ Publik-Forum Dossier Höchste Zeit 11.
- ⁶ LS 15.
- ⁷ www.hfph.de/nachrichten/thesen-zur-Enzyklika-laudato-si
- ⁸ www.katholisch.de/aktuelles/aktuelle-artikel/okologie-aus-sicht-der-kellerkinder
- ⁹ www.katholisch.de/aktuelles/aktuelle-artikel/das-richtige-wort-zur-richtigen-zeit
- ¹⁰ www.cicero.de/salon/umweltenzyklika-von-papst-franziskus/59420
- ¹¹ S. Anm. 8.
- ¹² Die Stimme der Christen ist der Schmerzensschrei der Menschheit, Interview mit L'Osservatore Romano, 05.01.1011, www.vatican.va/news_services/Or_quo/interviste/2011/003q08a1.html.
- ¹³ LS 49. Der Klimawandel: Brennpunkt globaler, intergenerationaler und ökologischer Gerechtigkeit (September 2006).
- ¹⁴ LS 69. Zum Themenkomplex Umwelt, Klima und Entwicklung hat die Deutsche Bischofskonferenz in den vergangenen Jahren diese Dokumente veröffentlicht: Empfehlungen zur Energiewende. Ein Diskussionsbeitrag. (Die deutschen Bischöfe – Kommission für gesellschaftliche und soziale Fragen; Nr. 37). Bonn 2014. Der Schöpfung verpflichtet. Anregungen für einen nachhaltigen Umgang mit Energie. Ein Expertentext zu den ethischen Grundlagen einer nachhaltigen Energieversorgung. (Arbeitshilfen; Nr. 245). Bonn 2011. Der Klimawandel. Brennpunkt globaler, intergenerationaler und ökologischer Gerechtigkeit (Die deutschen Bischöfe – Kommission für gesellschaftliche und soziale Fragen/Kommission Weltkirche; Nr. 29). 2., aktualisierte Auflage. Bonn 2007. Neuorientierung für eine nachhaltige Landwirtschaft.

Ein Diskussionsbeitrag zur Lage der Landwirtschaft mit einem Wort des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz und des Vorsitzenden des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland. (Gemeinsame Texte, Nr. 18). Bonn 2003. Handeln für die Zukunft der Schöpfung. (Die deutschen Bischöfe – Kommission für gesellschaftliche und soziale Fragen, Nr. 19). Bonn 1998. Zukunft der Schöpfung – Zukunft der Menschheit. Erklärung der Deutschen Bischofskonferenz zu Fragen der Umwelt und der Energieversorgung. (Die deutschen Bischöfe, Nr. 28). Bonn 1980.

¹⁵ LS 1 – Sonnengesang: Fonti Francescane (FF) dt. Ausgabe: Franziskusquellen. Kevelaer 2009, 40f.

¹⁶ Hochgebet für Messen mit besonderen Anliegen. Freiburg 1994, 40.

¹⁷ LS 10.

¹⁸ Alfred Müller-Felsenburg.; in: G. Kranz, Heiligenlob moderner Dichter, Regensburg 1975, 71).

¹⁹ LS 11.

²⁰ LS 202.

²¹ www.cicero.de/salon/umweltenzyklika-von-papst-franziskus

²² LS 211.

²³ LS 222.

²⁴ LS 230.

²⁵ LS 246.

Markus Kneer

Propheten für die Kirche

Das Beispiel Charles Péguy

Das Zweite Vatikanische Konzil hat unterstrichen, dass das Volk Gottes am Prophetenamt Jesu Christi partizipiert (LG 12, 1). Die Kirche hat prophetischen Charakter. Doch was heißt es, wenn Menschen in Bezug auf die Kirche prophetisch wirken, wenn sie Dinge sagen, die beim ersten Hören wie eine Kritik klingen, die jedoch dazu angetan sind, die Kirche an ihre Sendung zu erinnern? Gibt es eine Art Anerkennung dieses Prophetentums kirchlicherseits? Und wie sind die wahren von den falschen Propheten zu unterscheiden?

1. Wer ist ein Prophet?

Yves Congar hat sich in seinem Buch über die *Wahre und falsche Reform in der Kirche* schon vor dem Konzil mit der Frage der Prophetie in der Kirche beschäftigt und die Frage nach dem ekklesiologischen Ort prophetischer Menschen gestellt.¹

Dabei formuliert er zunächst die Unterschiede zwischen dem prophetischen Charisma, das der kirchlichen Hierarchie *ex officio* eignet, und dem Prophetentum einzelner *ex spiritu*. Beide sieht er aufeinander hingeeordnet. Er erkennt Ersteres im Kontext der Ordnung kirchlichen Lebens, in deren Strukturen es sich auswirkt. Und im Anschluss an den heiligen Thomas von Aquin unterscheidet er von den Strukturen noch einmal das Leben selbst. Die spirituelle Prophetie in der Kirche hat demnach nicht die Aufgabe, neue substantielle dogmatische Aussagen zu treffen, da durch die apostolische Offenbarung schon alle wesentlichen Richtungsentscheidungen hin-

sichtlich des Inhalts des Glaubens getroffen worden sind. Die Aufgabe der nachapostolischen spirituellen Prophetie besteht darin, ethische Haltungen hervorzurufen, d. h. das Leben der einzelnen zu prägen.

Der Heilige Geist, der laut dem Nicäno-Konstantinopolitanum durch die Propheten Israels und die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche gesprochen hat, spricht auch in und zu dieser Kirche durch spirituelle Propheten, die über mystische Erkenntnis und Charismen verfügen, die ihnen Einblick in die Mysterien und Pläne Gottes gewähren, so Congar. Spirituell-prophetische Menschen sind durch eine besondere Haltung geprägt:

„Der Prophet ist der Mensch, der sich widersetzt, wenn das Mittel zum Zweck wird, wenn die äußere Form um ihrer selbst gesucht und bedient wird. Der ohne Unterlass daran erinnert, dass sie eine Wahrheit besitzt, die viel höher und viel weiter als sie selbst ist. Der jenseits aller Buchstaben den Geist leidenschaftlich hervortreten lässt. (...) Der Prophet ist der Mensch, der gegen alle möglichen Formen ihres Verrats die Transzendenz Gottes und die Sachen Gottes einfordert. Der sich der solidarisierenden Benutzung oder Vermischung des Christentums, die einzugehen man versucht ist unter Inkaufnahme des Verlusts seiner Transzendenz, widersetzt: ein Bereich, wo, von der ‚Politik‘ bis zur Idolatrie, die Erfahrung zeigt, dass die Grade sehr nah beieinander liegen.“¹

Doch um dem Geist Ausdruck zu verleihen, bedarf es auch äußerer Formen. Congar sieht hier vor allem Dichtung und Metaphysik als diejenigen an, die der spirituellen Prophetie entsprechen können.

Ein bis heute immer wieder zitiertes Beispiel eines Propheten dieser Art ist der französische Dichter Charles Péguy.²

Der Prophet Péguy

Charles Péguy (1873–1914) ist eine außergewöhnliche Gestalt, sei es in seinem literarischen Wirken (als Herausgeber und

Autor der *Cahiers de la Quinzaine*), sei es in seinem politischen Engagement (als einer der vehementesten Bekämpfer des Antisemitismus während der Dreyfusaffäre), sei es in seinem religiösen Weg (sowohl in seinem literarischen Werk als auch als Chartres-Pilger) – und das nicht nur für Frankreich. Das Außergewöhnliche, die Kirche betreffende wird deutlich, wenn ihn einer der einflussreichsten Theologen des 20. Jahrhunderts als die letzte der zwölf geschichtsmächtigen theologischen Gestalten des Christentums einführt, so Hans Urs von Balthasar im zweiten Band seines Werks *Herrlichkeit*. Er, Péguy, bringt den „Durchbruch (...) in eine totale Theologie der Hoffnung“,³ den das Zweite Vatikanische Konzil aufnimmt. Congar, Daniélou, de Lubac – die berühmten Konzilsväter sind „Péguysten“.

In diesem Beitrag soll es darum gehen, das wenig bearbeitete Feld des Prophetischen in der Kirche exemplarisch an der Gestalt Péguy in den Blick zu nehmen. Wie von Balthasar ausdrückt, wären neben ihm ja noch verschiedene andere zu nennen (Bloy, Claudel, Bernanos, Mauriac). Es sei allerdings darauf hingewiesen, dass Péguy sich nie selbst als Prophet bezeichnete, wogegen er durchaus andere als solche titulierte, so z. B. Bernard Lazare in *Notre Jeunesse*.⁴ Mit dem 1946 erschienenen zweibändigen Werk *Le prophète Péguy* des Literaturkritikers André Rousseaux wird die Bezeichnung allerdings hoffähig.⁵

Angesichts der zahlreichen Publikationen, die anlässlich seines 100. Todestages im Jahr 2014 erschienen sind, bleibt natürlich die Frage, worin die Aufgabe dieses Artikels bestehen soll, da angesichts der Fülle der Untersuchungen doch nur bereits Gesagtes wiederholt werden kann? Doch gerade mit dem Thema der Wiederholung sind wir schon mitten im Werk Péguy angelangt. Die Wiederholung ist nach Péguy dazu angetan, unsere gewöhnlichen Weisen des Lesens in Frage zu stellen und in einen anderen Lektüremodus zu überführen. Vielleicht könnte man ihn auch den „prophetischen Lektüremodus“ nennen. Der Zugang zu die-

sem erschließt sich allerdings nicht aus den vielen Péguy-Schriften zum 100. Todestag, sondern aus einem 24-seitigen Aufsatz eines damals noch unbekanntem Autors zum 100. Geburtstag Péguy's im Jahr 1973. Der Titel des Aufsatzes lautet *Warum wiederholt sich Péguy? Ist Péguy unlesbar?* Sein Autor ist Bruno Latour, der heute als einer der einflussreichsten Wissenschaftstheoretiker weltweit gilt.⁶

Um keine Missverständnisse aufkommen zu lassen: Auch wenn der Titel Fragen des literarischen Stils Péguy's aufwirft, so geht es, so Latour, immer auch schon um den Inhalt. Literarische Form, Stil und Inhalt sind bei Péguy aufs Höchste aufeinander bezogen. Deshalb ist die Analyse Latours nicht nur in literaturwissenschaftlicher Perspektive höchst innovativ, sondern auch in theologischer.

3. Die Wiederholung – ein prophetischer Stil?

Wiederholung und Unlesbarkeit – die Konstatierung des Stilmittels wird häufig zur Begründung des Werturteils angeführt. Für Latour hängt das mit den Lesegewohnheiten zusammen, die sich in der Moderne etabliert haben.

So kontrastiert er den Autor, der sich wiederholt, mit demjenigen, der sich nicht wiederholt. Der, der sich nicht wiederholt, schreibt fortschreitend, modelliert Übergänge und lässt so beim Lesenden den Eindruck eines Zeitablaufs und einer Bewegung des Sinns entstehen. Der Autor, der sich wiederholt, lässt diesen Eindruck nicht entstehen, er lässt den Ablauf unbestimmt und schwächt damit das gewöhnliche Vertrauen in den zeitlichen Rahmen des „Fortschritts“.

Anstatt einer schön dahinfließenden Geschichte, in denen die plötzlich auftauchenden Zwischenfälle immer wieder gut in die Gesamtheit der Erzählung eingewoben werden und alles auf ein Ziel zuläuft, stößt der Lesende bei Péguy auf die immer tiefer bohrende, ins Vertikale gehende

Wiederholung der immer selben Begebenheit: vertikale Repetition gegen horizontalen Fortschritt.

Daher unterstreicht Latour den Vorwurf der von der Leseerwartung des „horizontalen Fortschritts“ ausgehenden Leserschaft in fetten Lettern: Das ist unlesbar. Péguy verweigere den Lesern die gewöhnlichen Kriterien der Lesbarkeit. Damit könnte der Fall Péguy abgehakt sein. Doch gerade dem ist nicht so: Péguy ist kein abgelegter Schriftsteller und die Aufmerksamkeit, die er immer noch und immer wieder erreicht, muss doch die Frage hervorrufen: Was ist an all dem?

Latour gibt darauf folgende Antwort: In all den Windungen und Redundanzen, auf die der Lesende bei der Lektüre Péguy's geführt wird, spürt er doch in einen gradlinigen Weg, dessen er selbst sich nicht fähig fühlt zu folgen. Es ist nicht der Autor, der nicht weiß, was er sagen will. Das weiß er sehr wohl und er kann es auch meisterhaft ausdrücken. Allein der Lesende spürt, dass sich in all der Langsamkeit dieser Dichtung eine Lebendigkeit verbirgt, die ihn weit hinter sich lässt. Und er wird aus der Lektüre entlassen mit dem Gefühl, dass er derjenige ist, der abschweift, der nicht folgen kann, der herumtrödelt.

Was macht also in Wahrheit den Unterschied zwischen der präzisen Logik der Wiederholung und der gewöhnlichen Logik der fortschreitenden Entwicklung aus? „Es ist genau gesagt die Ablehnung der Gewohnheit.“⁷

Und so kommt Latour zu der ungewöhnlichen Erkenntnis, dass bei Péguy die Wiederholung keine Routine ausdrückt, sondern gerade die Kriegsmaschine – „machine de guerre“ – gegen das Wiederkäuen und Redundierende des Horizontalen ist.

Es geht darum, ob die Worte eine Abfolge von Inhalten beschreiben sollen, die sich auf Gegenstände beziehen und somit der geometrisch genau bestimmbare Raumpunkt und der chronologisch genau bestimmbare Zeitpunkt bei diesem Gegenstand koinzidieren. Das kann der horizontal ausgerichtete deskriptive Sprachstil

leisten. Was aber, wenn die Dinge in Bewegung geraten, wenn Sprache diese Bewegung abbilden soll? Gilt dann nicht das für die Sprache, was Henri Bergson in Bezug auf das Denken diagnostizierte: Dass allein räumlich gedacht wird, ohne die Zeit in Betracht zu ziehen. Daher auch das immer wiederkehrende Beispiel Bergsons, dass Zenon von Eleas Paradoxon von Achill und der Schildkröte, die jener trotz seiner Schnelligkeit nicht einholen könne, vor allem darauf beruhe, dass Zeit in Kategorien des Raumes gedacht wird.

Doch zurück zu Péguy: Es geht bei ihm darum, die „Gewohnheit der Worte“ zu brechen, um ihre Bewegung, ihr Hervorkommen, das, was sie verkörpern, in den Blick zu nehmen.

Das gilt wohl gemerkt nicht für Texte, die informieren und beschreiben wollen. Wenn es jedoch darum geht, nicht über Phänomene, sondern die sie hervorbringende Bewegung, nicht über Wissenschaft, sondern über Inkarnation zu sprechen, dann gibt es auch einen Anspruch an die Form des Textes, diese einzufangen, da jede horizontal ausgerichtete inhaltliche Darstellung das Schöpferische schon verriete.

Was sind also die wichtigen Punkte, die es nach Latour bei Péguy in Beziehung auf die Wiederholung zu lernen gilt?

Zunächst gibt Latour an, wo sich in dem weitläufigen Werk Péguy's die entscheidenden Aussagen in dieser Hinsicht finden. Es sind die beiden Dialoge mit dem Titel *Clio*, einmal die heidnische *Clio*, einmal die fleischliche *Clio* (bzw. *Véronique*).⁸ *Clio*, die antike Muse der Geschichte, ist in diesen Dialogen die Personifikation der Zeitlichkeit, die sowohl über die Zeit als auch eine Menge anderer Dinge spricht, die durch nichts anderes verbunden scheinen als durch die Assoziation der Worte. Die Mittel jedoch, die Péguy hier anwendet, setzen die Prozesse in Bewegung, von denen *Clio* spricht.

Latour konstatiert für dieses Doppelwerk: „Durch eine beispiellose Konzentration fallen der Plan, der Inhalt und der Stil in eins, um die Maschinerie der Zeit zu enthüllen.“⁹

Dieses Zusammenspiel von Organisation, Thema und Stil entfaltet Latour in der Folge. Zuallererst ist *Clio* ein „Traktat über das richtige Lesen“.¹⁰

Es gibt allein vier Leseweisen:

1. Die *zerstreute Leseweise*. Sie behandelt den Text, als hätte er nie existiert. Sie bedeutet den Tod des Textes.
2. Die *historische Leseweise*, die auf die archäologische Genauigkeit des Textes achtet. Für sie existiert er nur als alter Text. Sie bedeutet seine Mumifizierung.
3. Die *klerikale Leseweise*, die den Text feiert, um ihn nicht lesen zu müssen. Für sie ist der Text nicht mehr gegenwärtig. Sie bedeutet seine Idolisierung.
4. Die *entwöhnte Leseweise*, die die Originalität des Textes wieder erscheinen lässt, gegen die Gleichgültigkeit, gegen das Wissen und gegen das Ritual.

Diese letzte, die gute, die richtige Lektüre lässt den Text wieder beginnen, sie macht aus ihm ein Ereignis, das von weither in die Gegenwart tritt. Die gute Lektüre macht die Unumkehrbarkeit des Textes deutlich. Man könne nicht so tun, als wäre er wieder verschlossen worden, als wäre er niemals auf uns gekommen. Die gute Lektüre hält die Unumkehrbarkeit des Textes offen. Latour spricht auch von einem „vertikalen Abstieg“ in die Geschichte, durch die ich aus dem Text den Grund und die Begründung der Gegenwart mache. Das ist die „wahrhaft schreckliche Verantwortung“ des Lesers.¹¹ Entweder die Zeit als Vergangenheit auslegen, die nicht mehr ist und der Gegenwart auch nichts mehr zu sagen hat. Oder die Zeit wiederaufrichten und die gegenwärtige Lektüre im und auf dem Ereignis des alten Textes gründen. Die Umwendung von der horizontalen in die vertikale Bewegung des Textes lässt dessen Sinn zum Vorschein kommen. Diese vertikale Lektüre, und hier geht Latour von der literaturwissenschaftlich-strukturalistischen

Analyse in den theologischen Bereich über, ist der Schlüssel sowohl der Schriften Péguy als auch der Evangelien.

Diese Parallelität, die Latour zwischen Péguy und den Verfassern der Evangelien zu erkennen meint, ist etwas, was schon André Rousseaux bemerkt hat. Rousseaux, der als einer der ersten die Bezeichnung „Prophet“ für Péguy verwendete, schreibt 1946: „*Péguy ist Prophet der Inkarnation, nicht im Sinne eines sie ankündigenden, sondern eines uns in ihre Gegenwart versetzenden Menschen. Nun kann dieser Prophet nicht in der Weise in Gottes Namen sprechen, als bliebe Gott zum Menschen auf Distanz, als wäre Gott nicht Jesus. Er kann das Wort Jesu nicht in eine stolze Einsamkeit über das des Menschen erheben. Im Gegenteil: Der Prophet der Inkarnation spricht eine Sprache, der die Inkarnation eine aus Menschlichem und Göttlichem unendlich vermischte Kraft und Zärtlichkeit verleiht.*“¹²

Wenn aus den Analysen Latours und Rousseaux' ein Kriterium für ein die Kirche betreffendes Prophetentum abgeleitet werden sollte, dann käme wohl zuerst der Stil in den Blick: Diese Prophetien wären durch einen Stil ausgezeichnet, der durch seine an den Evangelien Maß nehmenden Form den inkarnatorischen Inhalt gegenwärtig werden lassen. Latour lehnt allerdings den Begriff des Propheten in Bezug auf Péguy ab. Das, was damit vor allem verbunden wird – die Kategorie der Zukunft –, wird von Péguy nicht angewandt. Und was die Eschatologie betrifft, so findet sie sich für ihn in der „unumkehrbaren Tiefe der Vergangenheit“. Latour bevorzugt eine andere Zuschreibung: „Der Begriff ‚Evangelist‘ passt besser zu ihm. Er ist wirklich derjenige, der, mit denselben Verfahren, die Frohe Botschaft der vergangenen Entwöhnung, die gute Neuheit der vergangenen Ereignisse, die kontinuierliche Offenheit des Ereignisses wiederholt.“¹³

4. Eine Prophetie der Zeit

Dieser andere Blick auf die Zeit lässt Latour auch Péguy's Zeitkonzepte in *Clio* un-

ter die Lupe nehmen. Er kann derer vier ausmachen:

1. Zum einen gibt es die *Zeit als Fortschritt*, die auch immer mit einer irreversiblen Anhäufung von Kapital einhergeht. Von einer unbedeutenden Vergangenheit geht es in eine verheißungsvolle Zukunft und die Zeit steigt linear an.
2. Mit diesem ersten Zeitkonzept hängt auch das zweite zusammen: Die Richtung der Zeit ist genau umgekehrt. Sie verliert kontinuierlich, *sie läuft ab*. Es ist die Zeit der Menschheit. Die erste Zeit wird durch eine überhöhte Ausbeutung dieser zweiten Zeit gewonnen.
3. Das dritte Zeitkonzept ist das des Historikers, der meint, durch die exakte *Rekonstitution der Geschichte* die Unumkehrbarkeit der Zeit beherrschen zu können. Doch die Zeit, die er aus dieser Rekonstitution gewinnt, wird bedeutungslos. Ohne die Perspektive der Unumkehrbarkeit stehen die verschiedenen Ereignisse gleichbedeutend nebeneinander, ohne dass aus ihnen eine Sinnbewegung abzulesen wäre.
4. Dagegen ist das Zeitkonzept, auf das Péguy hinaus will, nach Latour ein ganz anderes: Die Zeit definiert sich hier durch *die Fülle*. Der Verlauf der Zeit ist eine Schöpfung. In dieser Perspektive ist nichts mehr bedeutungslos und auswechselbar, sondern jeder Zeitpunkt, jeder Ort und jedes Ereignis haben ihre je eigene Tiefe, in der man der Fülle des Seins, der Ewigkeit, begegnen kann.¹⁴

Die Zeitkonzepte sind alle lebensweltlich vorhanden und in ihren Oppositionen auch miteinander verbunden. Diese Verbindungen gilt es zu erhalten, denn allein dieses Ineinander macht das Christentum aus: „*das Zeitliche im Ewigen, und das Ewige im Zeitlichen. Ist dieses Engagement aufgelöst, dann gibt es nichts mehr. Es gibt keine Welt mehr zu retten. Es gibt keine Seele*

mehr zu retten. *Es gibt kein Christentum mehr. (...). Es gibt keine Versuchung, kein Heil, keine Prüfung, keinen Übergang, keine Zeit, nichts mehr. Es gibt keine Erlösung, keine Inkarnation, selbst keine Schöpfung mehr. Es gibt keine Juden und Christen mehr. Es gibt keine Versprechen mehr, noch das Einhalten von Versprechen, die Erfüllungen von Versprechen, die gehaltenen Versprechen. Es gibt kein Christentum mehr, es gibt nichts mehr.*¹⁵ Prophetie und Heiligkeit wird es nicht mehr geben, wenn sich dieses Engagement auflöst.

Péguy ist hier insofern prophetisch, dass er auf die Möglichkeitsbedingungen von Prophetie hinweist, die wesentlich mit dem Ineinander unterschiedlicher Zeitkonstruktionen zusammenhängen. Die falschen Propheten wären in dieser Hinsicht diejenigen, die das Ineinander verneinen, indem sie das Zeitliche oder das Ewige leugnen: *„So fahren wir immer zwischen zwei Pfaffen daher, denjenigen, die die Ewigkeit leugnen, und denjenigen, die die Zeitlichkeit leugnen“*¹⁶, zwischen Laizisten und Klerikalen also.

5. Fazit

Ist die Bezeichnung „Prophet“ für Péguy in einem kirchlichen oder christlichen Sinn zutreffend?

Nimmt man die eingangs genannte Definition zur Hand, dann ist gerade Péguy's Eintreten für eine Entwöhnung von der gewöhnlichen Leseweise zugunsten eines „prophetischen Lesemodus“ ein Kriterium für die von Congar beschriebene spirituelle Prophetie, die vehement für die Transzendenz Gottes eintritt. Doch es ist keine in die Zukunft gerichtete „sprechende“ Prophetie, sondern eine auf die Vergangenheit blickende „schreibende“. Beiden ist gemeinsam, dass die Gegenwart für sie nicht ein bloßer Übergang von der Vergangenheit in die Zukunft ist, sondern dass sich im Jetzt schon Zeitlichkeit und Ewigkeit begegnen. Diese präsentische Wahrnehmung der Zeit bestimmt den prophetischen Stil Péguy's.

Sie kann als zweites Kriterium gelten, denn in ihr wird beides deutlich: Zum einen wird in ihr der von Congar beschriebene Verrat der Transzendenz kritisiert, zum anderen wird die Transzendenz selbst affirmiert – allerdings nie als eine vom Menschen getrennte, sondern immer zu ihm in Beziehung stehende.

Vielleicht mag dem einen oder anderen das hier begonnene Unternehmen etwas zu weit gehen: Was gewinnen wir, wenn wir Péguy den Titel eines, vielleicht auch noch kirchlich anerkannten, Propheten verleihen? Verliert er damit nicht vielleicht sogar eher etwas von seiner prophetischen Kraft, wenn es eine „offizielle“ Anerkennung seines Prophetentums gibt?

Péguy ist kein selbsternannter Prophet, was ihn zumindest von den falschen unterscheidet. Er wurde auch erst geraume Zeit nach seinem Tod als solcher bezeichnet, nicht aus dem Mund von kirchlichen Amtsträgern oder Theologen, sondern von Intellektuellen. Vielleicht ist gerade der Hinweis auf die verschlungenen Wege seiner kirchlichen Rezeption ein hinreichender Grund, um in ihm einen „Prophet der Kirche“ zu sehen. Doch dazu wäre eine weit größer angelegte Studie nötig als die hier vorliegende. Ihr Anliegen ist lediglich gewesen, dem prophetischen Stil Charles Péguy's etwas auf die Spur zu kommen und ihn mit den Überlegungen Yves Congar's über den ekklesiologischen Ort von Prophetinnen und Propheten in der Kirche zusammenzubringen.

Anmerkungen:

¹ Zu diesem Zitat: Yves Congar, *Vraie et fausse réforme dans l'Église*. Paris 1950, 201-202. Insgesamt bezieht sich meine Wiedergabe von Congar's Ausführungen auf Kapitel 3 des Werks, *Prophètes et réformateurs* (196-228).

² Congar selbst weist auf Péguy hin, vgl. Congar, *Vraie et fausse réforme*, 213.

³ Hans-Urs von Balthasar, *Herrlichkeit*. Eine theolo-

gische Ästhetik. Bd. 2: Fächer der Stile. Einsiedeln 1962, zu Péguy: 767–880, hier: 858–59).

⁴ Vgl. Charles Péguy, *Notre Jeunesse*, in: Ders., *Œuvre en prose 1909–1914*, 501–655, hier: 551.

⁵ Vgl. André Rousseaux, *Le prophète Péguy*. Introduction à la lecture de l'œuvre de Péguy. 2 Bde.. Neuchâtel 1946. Pie Duployé hat in seinem großen Werk über Péguy deutlich gemacht, dass dieser sich selbst weder als Prophet bezeichnet noch als solcher betrachtet und dass auch zu seinen Lebzeiten ihm niemand dieses Epitheton zugewiesen hat. Vgl. Pie Duployé, *Die religiöse Botschaft Charles Péguys*. Freiburg 1970, 685. Das hindert Duployé allerdings nicht daran, den ganzen vierten Teil seines Werks unter den Titel *Der Prophet* zu stellen.

⁶ Vgl. Bruno Latour, *Pourquoi Péguy se répète-t-il? Péguy est-il illisible?* zitiert nach: www.bruno-latour.fr/sites/default/files/01-/PEGUY-FR.pdf (konsultiert am 05.11.2015). Die Druckfassung trägt den Titel: Bruno Latour, *Les raisons profondes du style répétitif de Péguy*, in: Péguy *Écrivain*. Colloque du Centenaire. Paris 1978, S. 78–102. In Kapitel III werde ich mich immer wieder auf diesen Artikel beziehen.

⁷ Ebd., 2.

⁸ Vgl. Charles Péguy, *Clio – Dialogue de l'histoire de de l'âme païenne*, in: Ders., *Œuvre en prose 1909–1914*, 93–308 u. Ders., [Véronique] – *Dialogue de l'histoire et de l'âme charnelle*, in: Ders., *Œuvre en prose 1909–1914*, 309–500.

⁹ Latour, *Pourquoi Péguy se répète-t-il?*, 3.

¹⁰ Vgl. zu den vier Kategorien des Lesens ebd., 3.

¹¹ Ebd.

¹² André Rousseaux, *Le prophète Péguy*, 76. Die Betonung der Inkarnation als „Entwöhnung“ von aller bisherigen „fortschrittlichen“ oder klerikalen Lektüre ist auch für Latour ein entscheidendes Merkmal von Péguys *Relecture des Christentums*. Vgl. Latour, *Pourquoi Péguy se répète-t-il?*, 13

¹³ Ebd.

¹⁴ Vgl. zu den vier Zeitkonzepten Latour: *Pourquoi Péguy se répète-t-il?*, 7–8. Latour spricht von „Seinsdichte“.

¹⁵ Charles Péguy, [Véronique], 391.

¹⁶ Ebd., 389.

Andreas Heek: *Väter behinderter Kinder. Eine pastoraltheologische Studie im Zusammenhang von Krise und Bewältigung*. Berlin 2015.

Andreas Heek hat als Theologe und Seelsorger mit Menschen mit Behinderung, mit Männern und mit Familien im Erzbistum Köln Erfahrungen gesammelt, bevor er im Jahr 2007 im Rahmen seiner Dissertation beginnt, *„Väter behinderter Kinder“*, wie er sagt, zu interviewen. Bisher kommen diese Männer, die Väter von Kindern mit Behinderung sind, in der Frühförderung, in Bildungseinrichtungen und in der Kirche nicht vor. Sein wissenschaftliches Instrument ist die „objektive Hermeneutik“; sie untersucht besonders intensiv die Sinnfrage und sieht diese als zentralen Antriebsmotor menschlichen Handelns. Der Autor wendet diese wissenschaftliche Methode an, indem er gleichzeitig fokussierte Fragen stellt auf dem Hintergrund des Krisenprozesses, der die betroffenen Väter von Kindern mit Behinderung herausfordert und an ihre persönlichen Grenzen bringt: Wie bewältigen Väter von Kindern mit Behinderung dieses einschneidende Lebensereignis? Wie finden sie die Kraft, diese Krise in ihrem Leben zu bewältigen?

Für die meisten Vätern ist die Diagnose „Behinderung“ in der ersten Phase ein großer Schock. Für alle kommt die Nachricht überraschend. In der zweiten Phase nach dem Schock steigert sich die Dramatik zur Leugnung der Krise bis hin zur Ablehnung des Kindes mit Behinderung. Bei der An- bzw. Nicht-Annahme des Kindes mit Behinderung spielt der Einfluss der Herkunftsfamilie und des Sozialen Umfeldes, z. B. der Pfarrgemeinde, eine prägende Rolle. Wenn der Vater lernt seine Hilflosigkeit und sein Ausgeliefertsein zuzugeben, gelingt ihm im nächsten Schritt die Einordnung der Behinderung seines Kindes in ein Sinngefüge. Nicht jedem gelingt das. Deshalb ist die dritte Phase in diesen Krisenbewältigungsstrategien oft gekennzeichnet davon, vor den Belastungen fliehen zu wollen und die eigenen Gefühle zu vernachlässigen. Manche Väter haben Schuldgefühle, weil sie sich getrennt haben von Mutter und Kind, nehmen aber mit ihrem Kind mit Behinderung Kontakt auf; diese Väter reagieren mit einem Wiedergutmachungsversuch. Andere Väter öffnen sich und sprechen mit anderen Menschen über ihre Belastungen. Sie erfahren Trost und Unterstützung

im Prozess der Annahme und entwickeln sich persönlich, weil sie lernen ihre Gefühle zu verstehen, die Situation ihres Kindes mit Behinderung zu verbessern und vor allem in diesem Ereignis ihres Leben einen Sinn zu erkennen.

Einen besonderen Schwerpunkt setzt der Autor in die möglichen Berührungspunkte zwischen den Vätern von Kindern mit Behinderung und der Institution Katholische Kirche: Welche Rolle spielt die Religiosität bzw. die Nicht-Religiosität in der Krisenbewältigung? Welche Chance bietet eine neu zu definierende „lebensdienliche“ Seelsorgepraxis? Die neuen Begriffe „strukturelle Religiosität“ und „lebensdienliche Seelsorge“ eröffnen den Blick auf das Gemeinsame von gläubigen und atheistisch geprägten Vätern. Beide Personengruppen sind gefordert, sinn hervorbringend ihr kritisches Lebensereignis zu bewältigen, die einen mit Gottvertrauen, die anderen mit Selbstvertrauen. Die lebensdienliche Seelsorge unterstützt die Väter von Kindern mit Behinderung tagtäglich, neu zu „glauben, dass das Leben gut ist“. Sie würdigt die Zufriedenheit und die Zugehörigkeit. Wenn diese Väter mit sich selbst und ihrem sozialen Gefüge verbunden sind, entwickeln sie ein tiefes Vertrauen in ihre Wirkmächtigkeit und in die liebevolle Beziehung mit ihren Kindern. Die Kirche, die ihren Ort bei den Menschen hat, trägt zur Gesundung unserer Gesellschaft bei, wenn sie von den Vätern der Kinder mit Behinderung lernt, dass Aufgaben im Leben einen Sinn haben, dass Aufgaben sich bewältigen lassen, und dass Ereignisse im Leben strukturiert sind.

Ein bekennender und praktizierender katholischer Vater wird von seiner Pfarrgemeinde alleingelassen. Sein traditioneller Glaube trägt ihn nicht. Anfangs fällt es ihm schwer seinen Sohn mit Behinderung anzunehmen. In seiner Hilflosigkeit entwickelt er seinen Lebensglauben. Entscheidend ist dabei die Beziehung zwischen ihm und seinem Sohn, die ihm zum Leben verhilft. Es geschieht etwas zwischen Vater und Sohn, und dies wird von ihm als wundersam und wertvoll erlebt. Der andere Vater entstammt einer atheistischen Familie, die sich im katholischen Rheinland ihre spezifischen Werte erhalten hat. Sein Lebensglaube entfaltet sich mehr und mehr. Sein Weg führt ihn über seine eigene depressive und schwermütige Seelenverfasstheit. Die Anwesenheit seiner Tochter mit Behinderung nötigt ihn zur persönlichen Auseinandersetzung mit seiner psychischen Behinderung. Mit der Zeit lernt er seine Tochter von Herzen lieben und ihre ganz besondere Indivi-

dualität und Einzigartigkeit zu schätzen. Von ihm stammt die wunderbare Aussage: Er sieht in der Behinderung seiner Tochter die soziale Dimension, dass Menschen behindert werden, was aber mit ihrem Wesen nichts zu tun hat. Das tiefste Wesen seiner Tochter ist unbehindert. Diese tiefe religiöse Sinndeutung können wir Christen von einem nicht-gläubigen atheistischen Vater lernen: „Da ist etwas in seiner Tochter, das nicht behindert ist und werden kann.“

Diese Einladung an uns alle, sich mit Vätern von Kindern mit Behinderung gemeinsam auf den Weg zu machen, die Andreas Heek in seinem Werk ausspricht, anzunehmen, gönne ich jedem/ jeder von uns. Mir hat es große Freude gemacht, eine empirische Theologie zu erleben, die sich mit den Forschungen der Humanwissenschaften verknüpft und eine Seelsorgepraxis kennenzulernen, die die frohe Botschaft des Zweiten Vatikanischen Konzils glaubwürdig aktualisiert. Mir gefällt sein pastoraltheologischer Ansatz: Pastoraltheologie ist ja der Versuch, drei Größen miteinander in ein kreatives Spiel zu bringen: die kirchliche Tradition, die aktuelle Situation und die konkrete Person. Andreas Heek startet nicht beim Traditionspol, sondern er setzt am personalen Pol und am Situationspol an. Von dort aus hat er den Mut, nach dem Sinn und der Bedeutung der Tradition heute zu fragen. Eine kritische Anmerkung aufgrund meiner Erfahrung als Seelsorger mit Menschen mit Behinderung liegt in der Begrifflichkeit „behinderte Kinder“. Um nicht Gefahr zu laufen, den ganzen Menschen mit seiner „Behinderung“ zu kennzeichnen, finde ich „Menschen mit Behinderung“ besser. Denn das tiefste Wesen des Menschen ist unbehindert.

Herbert Greif

Amos Oz: Judas. Berlin 2015, 335 S., ISBN 978-3518424797.

Die Geschichte spielt in den Wintertagen des Jahres Ende 1959/Jahresanfang 1960. Anfang Dezember bricht Schmuël Asch sein Studium an der Universität in Jerusalem ab in der Absicht, Jerusalem zu verlassen wegen einer unglücklichen Liebe. Zudem sitzt er an einer Forschungsarbeit, mit der er nicht recht weiter kommt, und die finanziell desaströse Lage seines Vaters zwingt ihn, Arbeit zu suchen.

Das Thema der Magisterarbeit von Schmuel Asch lautet „Jesus in den Augen der Juden“. Eine Arbeit, die er mit Begeisterung begonnen hat, die ihn aber in immer größere Untiefen führt. Er erklärt schließlich seinem betreuenden Professor Gustav Jom-Tow Eisenschloss, dass er sein Studium abbrechen wolle. Noch am Abend tippt Schmuel Asch eine Anzeige, in der er seine Habseligkeiten feilbietet, und hängt sie neben der Cafeteria an der Universität auf. Dort fällt ihm allerdings eine andere Annonce auf, die folgendermaßen lautet: „Einem alleinstehenden Studenten der Geisteswissenschaften, sensibler Gesprächspartner mit historischem Wissen, wird freies Wohnen und eine bescheidene monatliche Unterstützung geboten, wenn er bereit ist, einem behinderten Mann von 70 Jahren jeden Abend fünf Stunden Gesellschaft zu leisten, einem kultivierten, gebildeten Menschen. Der Behinderte ist normalerweise fähig, sich selbst zu versorgen, und braucht eher einen Gesprächspartner als einen Helfer. Persönliche Bewerbungen bitte von Sonntag bis Donnerstag, zwischen vier und sechs Uhr nachmittags an der Rav-Albas-Gasse 17, im Viertel Sche'arei Chesed (bitte an Atalja wenden). Wegen besonderer Umstände wird ein Bewerber von vorn herein gebeten, schriftlich Geheimhaltung zuzusichern.“

Schmuel Asch ist sofort entschlossen, diese Stelle anzunehmen, begibt sich zu dem Haus. Am Hauseingang findet er folgende Aufschrift:

„Beit Jehojachin Abrabanel, möge G'tt ihn lebendig halten und beschützen, um den gerechten G'tt zu verkünden“.

Und darunter einen Zettel:

*„Atalja Abrabanel Gerschom Wald
Vorsicht – zerbrochene Stufe direkt hinter der Tür“.*

Die zunächst fremden Namen ziehen Schmuel in eine Geschichte, die atemberaubender ist als seine Magisterarbeit. Erst nach und nach klären sich die Sachverhalte für ihn auf.

Gerschom Wald lebt mit seiner Schwiegertochter Atalja Abrabanel in einem Haus zusammen. Wald war ein glühender Anhänger des Staates Israel und nötigte seinen Sohn, in den Sechs-Tage-Krieg zu ziehen. Allerdings fiel er dort und wurde grausam verstümmelt. Verheiratet war er mit Atalja Abrabanel, deren Vater erbitterter Gegner des Zionismus war, vor allem einer Staatenlösung von Israel, die sich gegen die Palästinenser richtete – er träumte von der Koexistenz der beiden Völker.

Amos Oz zeichnet mit der Gestalt des Jeojachin Abrabanel auch seine eigenen Ansichten nach. Er ist selber der Meinung, dass Palästinenser und Israelis miteinander koexistieren sollten. Es gebe dazu

keine Alternative. Wir müssen verstehen, so sagt er, dass wir in diesem Lande nicht alleine sind. Die Palästinenser müssen dies ebenfalls. Auch wenn es für beide schwierig und schmerzlich ist.

Für diese Ansichten wurde er immer wieder als Verräter gebrandmarkt, und so ist es nicht verwunderlich, dass er sich in dem Buch „Judas“ mit der Verrätergestalt des Neuen Testaments beschäftigt.

Das Neue Testament ist für Amos Oz wichtig. Es wurde ihm bewusst, dass die klassische Kunst, die europäische Musik und auch die Literatur ohne das Neue Testament nicht zu verstehen sind. Die Gestalt des Jesus hat er sofort begriffen. Doch was hat es mit der Gestalt des Judas auf sich? Daran hatte er immer schon Fragen, nicht nur theologische, sondern auch detektivisch-forscherische. Wer ist dieser Judas? In diesem Roman geht er der Verräterexistenz narrativ nach.

Amos Oz ist durchaus kein Verräter an der jüdischen Religion – ganz im Gegenteil!

Mit seiner Tochter Fania Oz-Salzberger hat er ein Buch geschrieben „Juden und Worte“ (Berlin 2013). Für ihn sind das Judentum und die jüdische Tradition ein großes Open-Air-Seminar, ein endloses Spiel mit Interpretationen. Nur in schlechten Zeiten werde es dogmatisch. Es gibt geradezu so etwas wie ein anarchistisches Gen in der jüdischen Zivilisation. Auf diesem Hintergrund hält er auch Jesus für einen fabelhaften Juden, einen großen Debattierer, der die Dinge auf den Kopf stellte. Er liebe Jesus wegen seiner heimlichen Anarchie. In dem Buch mit seiner Tochter Fania erklärt er das Wort „Chuzpe – Unverschämtheit“ aus der talmudischen Formulierung „Unverschämter Gerichtshof“, wo zwei Laien finanzielle Streitfragen entscheiden, obwohl bestimmt sei, dass dafür mindestens drei Personen erforderlich seien. „Es gibt eine jüdische Theologie des Chuzpe: Sie sitzt in den feinen Ritzen zwischen Glauben, Streitlust und der Neigung, sich selbst auf die Schippe zu nehmen. Das ergibt alles in allem eine einmalige pietätlose Pietät. Nichts ist zu heilig, um nicht dann und wann eine Abfuhr zu verdienen. Man kann über den Rabbi lachen, über Moses, über Engel und auch über den Allmächtigen.“

Für Amos Oz gibt es einen Reichtum des Lachens, aber auch der Tränen in der Geschichte des Judentums. Diesen Reichtum veranschaulicht er erneut in seinem Roman „Judas“.

Ein äußerst lesenswertes Buch.

Erich Garhammer

Unter uns

Auf ein Wort

SENTENZ:

Was gegen den atheistischen Menschen spricht:

Er wird, sollte er in der Wahrheit sein, diese niemals vollendet erfahren. Er kann sie nicht feiern, nie je sie verkosten.

Markus Roentgen

Ein dramatischer Perspektivenwechsel

Die Bilder vom Blauen Planeten, die seit vierzig Jahren im Fernsehen und in Magazinen verbreitet werden, bringen eine fundamentale Veränderung mit sich. Archibald MacLeish, Veteran des Ersten Weltkriegs, schwärmt beim Anblick dieser Bilder in der New York Times:

Die Erde so zu sehen, wie sie wirklich ist, blau und schön, ein winziges Etwas, das in der lautlosen Ewigkeit schwebt, das bedeutet, dass wir uns selbst gemeinsam als Passagiere der Erde sehen, als Brüder auf diesem leuchtenden Planeten inmitten der ewigen Kälte des Alls, als Brüder, die nun endlich wissen, dass sie wahrhaftig Brüder sind.

Ein dramatischer Perspektivenwechsel: Nicht der Blick in den Himmel macht die Menschen zu Brüdern, sondern der Blick aus der Raumfähre auf den Planeten Erde lässt sie ihre Brüderschaft erkennen.

Reimer Gronemeyer

aus: [Himmel, der]. Sehnsucht nach einem verlorenen Ort.
München 2012, S. 94

Ritterbach Verlag GmbH · Rudolf-Diesel-Straße 5-7 · 50226 Frechen
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E